Die
Trüffelbrüder.

Humoristischer Roman

von

C. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Rache eines Trüffelbruders.

Einige Tage später, als Anatol eben in eine Restauration des Palais-Royal treten will, bemerkt er den schönen Hippolyt d'Ingrande, der auf ihn zukommt und ihm die Hand reicht.

»Guten Morgen, lieber Freund; Sie wollen hier speisen?«

»Ja, und Sie?«

»Ich war noch unschlüssig. Aber da Sie zu Véfour gehen, so will ich bei Ihnen bleiben. Wir speisen zusammen.«

»Wie es Ihnen gefällig ist.«

Während Anatol mit dem jungen Stutzer in das elegante Speisehaus tritt, sagt er zu sich:

»So! Du willst mit mir speisen? Es steht Dir frei; aber da Du mich einen Einfaltspinsel nennst und Dich von Pelotte Potard mit dem Gelde, das ich ihr gegeben, regaliren lässest, so verspreche ich Dir, deine Zeche nicht zu bezahlen!«

Die jungen Leute setzen sich an einen Tisch. Anatol hatte inzwischen gelernt, wie ein Diner zu bestellen ist; er wußte, was gut ist, und kannte die beliebtesten Speisen in diesem oder jenem Gasthause. Er nimmt den Speisezettel, bestellt eine Suppe und reicht ihn dem schönen Hippolyt.

»Ich habe für mich bestellt,« sagt er; »bestellen Sie für sich.«

Aber Hippolyt weist den Speisezettel zurück und erwiedert:

»Ich esse was Sie wollen, lieber Freund; ich bestelle nicht gern mein Diner. Ich verlasse mich auf Ihren Geschmack, Sie sind ja kein Neuling mehr wie bei Ihrer Ankunft in Paris. Sie müssen jetzt die besten Speisen kennen, und ich weiß im Voraus, daß Sie eine gute Wahl treffen werden.«

»Wirklich! Sie glauben, daß ich klug genug dazu bin?«

»O, ich habe nie an Ihrer Klugheit gezweifelt, es fehlte Ihnen nur die Erfahrung.«

»Sie haben Recht; aber am Ende kommt doch die Erfahrung. — Sie geben mir also unbedingte Vollmacht?«

»Ja, ganz unbedingt.«

»Auch für den Wein?«

»Für Alles!«

»Wenn das ist, Kellner, so geben Sie mir Papier, ich will unsern Küchenzettel schreiben.«

Anatol schreibt die Speisekarte und reicht sie dem Kellner, der ihnen sofort Madeira, Champagner und Chambertin bringt.

»Bravo! bravo!« ruft Hippolyt, als er die drei verschiedenen Weinsorten ankommen sieht. »Das lasse ich gelten! — Ich sagte Ihnen ja, daß Sie zu bestellen verstehen. — Was den Wein betrifft, hätte ich keine bessere Wahl treffen können, und vielleicht wäre ich nicht so keck

gewesen wie Sie. — Ei, Krebssuppe! bravo, der Anfang verspricht viel!«

»Und das Versprochene wird geleistet werden, darauf können Sie sich verlassen.«

Schon bei der Suppe bringt der schöne Hippolyt das Capitel von der Cousine zur Sprache.

»Apropos, lieber Anatol, ich habe Sie nicht wieder gesehen, seitdem ich Ihnen die gute Hermine, Ihre Cousine, vorgestellt. Wann soll sie wieder zu Ihnen kommen?«

»Was für eine Cousine? Ich habe seit einiger Zeit so viele Cousinen gesehen, daß ich die eine mit der andern verwechsle.«

»Was für eine Person könnte ich denn meinen? Natürlich Hermine Desforgeray, die ich Ihnen vorgestellt habe.«

»Aha, die große Demoiselle, die so gern Rum trinkt, und Moneten von mir verlangte?«

»Lieber Freund, Sie haben es auffallend gefunden, weil Sie an die Sprache der jungen Pariserinnen noch nicht gewöhnt sind.«

»Nein, ich gestehe, daß ich an eine solche Sprache nicht gewöhnt bin. Ich glaube doch, daß sich gebildete Pariserinnen besser ausdrücken.«

»Mein Gott! ich wollte Ihnen ja keine Marquise vorstellen. Wenn Ihre Cousine keine Bildung besitzt, so ist es nicht ihre Schuld; diese Vernachlässigung lag in den Verhältnissen; sie ist ja in ihrer frühesten Jugend eine Waise geworden, sie hatte keine Verwandten, sie stand ganz allein und verlassen da. Kurz, sie ist eine Stickerin.

Und Sie können nicht verlangen, daß sich eine Stickerin wie ein Akademiker ausdrücke.«

»Ich versichere, daß ich gar nichts von ihr verlange.«

»Ei! dieses Filet mit Trüffeln sieht sehr einladend aus — und dieser Chambertin ist ausgezeichnet.«

»Es freut mich, wenn meine Wahl Ihren Beifall hat.«

»Um auf Ihre Cousine zurückzukommen, so gestehe ich, daß ihre Haltung etwas — zwanglos ist und daß sie zu gern Rum trinkt. Aber was kann Ihnen daranliegen? Sie haben sie ja nicht erzogen. Sie haben sie so gefunden und müssen sie auch so nehmen.«

»So, Sie glauben ich müsse sie so nehmen?«

»Nun ja, ändern können Sie es nicht. — Das Filet ist delicat.—Sie haben ein Erbtheil auszuzahlen; die Erbin ist da, es ist gleichgiltig, ob sie eine Vestalin oder eine Grisette, ein Muster der Tugend oder eine Dirne ist, ihre Ansprüche auf das Vermögen bleiben dieselben.«

»Sie haben vollkommen Recht.«

»Ei, was ist das? gebratene Hühnerleber —«

»Ja, und ebenfalls mit Trüffeln.«

»Famös! — Ich glaubte, die Trüffelsaison sei schon vorüber.«

»Was, Sie wohnen in Paris und wissen nicht, daß man das ganze Jahr hindurch ißt, was man will? Sie wissen nicht, daß es keine Saison, keine Zeit gibt, in welcher man seine Gelüste nicht befriedigen könnte?«

»Das ist wahr. In Paris kann man mit Geld Alles haben, was man wünscht. — Die arme Hermine erwartet also sehnlichst eine befriedigende Antwort von Ihnen.

Wollen Sie zu ihr gehen, oder soll ich sie in diesen Tagen wieder zu Ihnen führen?«

»Diese Mühe können Sie sich ersparen; ich habe sie inzwischen wieder gesehen.«

»Sie haben sie wieder gesehen, Ihre Cousine?«

»Nein, aber die große Blondine, die Sie mir als solche vorgestellt haben — Pelotte Potard.«

Hippolyt wird verlegen, aber er stürzt ein Glas Madeira hinunter, um wieder Fassung zu erlangen.

»Was,« stammelt er, »Pelotte Pot — Potard? Wer ist das?«

»Die sogenannte Cousine, die Sie mir zugeführt haben.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Bah! Sie verstehen mich recht gut. Sie hatten vollkommen Recht, es fehlte mir die Erfahrung, aber sie kommt jetzt.«

»Ich versichere, daß Sie für mich in Räthseln sprechen. Es war von Ihrer Cousine die Rede —«

»Sie wissen wohl, daß die Person, welche Sie mir vorgestellt haben, meine Cousine nicht ist, daß sie Pelotte Potard heißt, daß sie einmal an einer Provinzbühne engagirt gewesen und daß ihre Mutter noch jetzt Logenschließerin in den Funambules ist.«

Hippolyt stellt sich sehr erstaunt, er erwiedert wie aus den Wolken fallend:

»Nicht möglich! Diese junge Person, die ich für Ihre Cousine hielt, die sich den Namen Hermine Desforgeray beilegte und die Tochter Ihrer Verwandten Angelina zu sein behauptete — sie sollte gelogen haben! Dann hat sie

mich schändlich hintergangen. Sie sehen mich ganz verlegen, bestürzt —«

Um einige Fassung zu bekommen, trinkt der schöne Stutzer schnell hinter einander einige Gläser Chambertin und Champagner. Dann fügt er hinzu:

»Aber wo in aller Welt haben Sie diese Verhältnisse des jungen Frauenzimmers erfahren?«

»Von der angeblichen Cousine selbst. Ich traf sie in einem Kaffeehaus-Concert und ließ ihr Punsch kommen. Es versteht sich, daß es sehr leicht war, ihr die Wahrheit zu entlocken. Sie sagte mir, daß Sie ihr vorgeschlagen, die Rolle meiner Cousine zu spielen, daß Sie ihr dieselbe einstudirt —«

»Das hat sie gelogen, unverschämt gelogen! — O, die Dirne soll mir ihre Lügen theuer bezahlen, wenn sie mir in den Wurf kommt.«

»Inzwischen haben Sie sich von den sechzig Francs, die ich ihr gegeben, ein Diner zahlen lassen —«

»O die Lügnerin! Nein, sie ließ mich nicht los, ich mußte mit ihr speisen. O die Weiber! die Weiber! — Ah, eine köstlich duftende Speise!«

»Es ist Lachs-Escalop mit Trüffeln.«

»Auch mit Trüffeln! Sie haben ja alle Speisen mit Trüffeln bestellt!«

»Ja wohl; ich wollte Ihnen beweisen, daß ich unsern Verein nicht vergessen habe. Wir sind ja Trüffelbrüder und müssen uns dieses schönen Namens würdig zeigen.«

»Das meine ich auch. Dieses Diner ist ausgezeichnet. Es freut mich wirklich, daß ich Ihnen die Bestellung überlassen habe. Aber ich wünsche, lieber Freund, daß Sie

dem Geschwätz dieser Pelotte keinen Glauben schenken; Sie dürfen nicht glauben, ich hätte die Absicht gehabt, Sie zu täuschen.«

»Wie einen jungen Einfaltspinsel, nicht wahr? Nun, es wäre ja nichts Ungewöhnliches.«

»Was fällt Ihnen ein! Sie, ein Einfaltspinsel! Wie hätte ich das denken können!«

»Warum nicht? Bei meiner Ankunft in Paris war ich wirklich sehr arglos und zumal mit den Gebräuchen und der schönen Sprache der jungen Modehelden ganz unbekannt. Was Wunder, daß Sie einen Witz machen und sich auf meine Kosten unterhalten wollten. Ich gestehe, daß es sehr dumm von mir war, Ihnen die Geschichte meiner Cousine anzuvertrauen; es war ein Familiengeheimniß, das meine gute Großmama immer gewissenhaft bewahrt hatte. Ich hätte ebenfalls schweigen sollen. Aber ein Einfaltspinsel aus der Provinz, der sich auf einmal unter vier geistreichen jungen Männern sieht, und von ihnen nach einem guten Diner in den Trüffelverein aufgenommen wird, läßt sich leicht zu vertraulichen Mittheilungen verleiten. Jetzt würde ich anders handeln. Wie gesagt, Sie wollten mich nur ein bischen necken. Ich bin überzeugt, daß Sie die Sache nicht weiter getrieben haben würden und daß Sie keineswegs die Absicht hatten, sich das Erbtheil meiner Cousine auszahlen zu lassen; denn das wäre kein Scherz mehr gewesen — ich mag nicht sagen, was es gewesen wäre. Sie wollten einen Spaß machen und mir einen kleinen Denkzettel geben, um mich vorsichtiger in der Mittheilung meiner Familiengeheimnisse zu machen. Der

Plan ist nicht so gut gelungen, wie Sie glaubten; aber ich bin Ihnen trotzdem sehr dankbar für den Denkzettel.«

Hippolyt weiß nicht mehr, was er antworten soll; er stammelt einige abgebrochene Worte. Zum Glück für ihn bringt der Kellner eine Schüssel Maccaroni mit Trüffeln.

»Lieber Anatol,« erwiedert der Stutzer endlich, »es wäre Jammerschade, sich dieses vortreffliche Diner durch unangenehme Erörterungen zu verderben. Ich hatte vielleicht Unrecht; ich habe den Histörchen der großen Pelotte zu willig Glauben geschenkt; ich hätte sollen vorsichtiger sein und ihr nicht trauen. Aber es ist einmal geschehen. Ich denke, wir sprechen nicht mehr davon.«

»Das denke ich auch; ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, auf dieses Capitel zurückzukommen.«

»Und wir wollen diese Flasche Champagner fröhlich leeren. — Ein prächtiges Trüffeldiner! Auf Ehre, ich würde es nicht so gut bestellt haben.«

»Es freut mich, daß Sie mit mir zufrieden sind.«

Nach einem Dessert, welches der Mahlzeit angemessen, verlangt Anatol die Rechnung, und als sie der Kellner bringt, wendet sich Hippolyt ab und scheint die eben eintretenden Personen aufmerksam zu betrachten. Aber Anatol sagt, nachdem er einen Blick auf die Rechnung geworfen:

»Zweiundfünfzig Francs für ein Diner mit Trüffeln, das ist nicht zu theuer.«

Dann stößt er an den schönen Hippolyt, reicht ihm die Rechnung und fügt hinzu:

»Hier, mein Lieber — zweiundfünfzig Francs — macht für Jeden sechsundzwanzig. Hier ist mein Antheil,

und zwanzig Sous für den Kellner; Sie können ihm geben, was Sie wollen.«

Anatol wirft siebenundzwanzig Francs auf den Tisch, steht auf und nimmt seinen Hut.

Der schöne Hippolyt ist inzwischen feuerroth geworden; er sieht bald die Rechnung, bald Anatol an.

»Wie!« stammelt er endlich, »sechsundzwanzig Francs für das Diner! warum verlangen Sie das von mir?«

»Weil ich glaube, daß die Hälfte von zweiundfünfzig immer sechsundzwanzig gewesen ist.«

»Allerdings; aber Sie haben das Diner bestellt, nnd deßhalb glaubte ich —«

»Daß ich die ganze Rechnung zahlen würde, wie ich vormals zu thun pflegte. Aber Sie haben sich geirrt. Ich habe Sie nicht eingeladen, das ist mir gar nicht in den Sinn gekommen. Sie wünschten mit mir zu speisen und ersuchten mich, den Küchenzettel zu machen; ich habe Ihren Wunsch erfüllt — aber Sie regaliren, Gott behüte! Der kleine Anatol ist nicht so dumm, wie Sie glaubten.«

Anatol verläßt das Speisehaus und läßt den ganz verblüfften Stutzer vor dem Kellner, der sein Geld erwartet.

II.

Beim Aufstehen.

Seitdem Mitonneau die gefürchtete Madame Alfieri in dem Kaffeehaus-Concerte gesehen hat, wagt er keinen Spaziergang mehr, um sich nicht der Gefahr einer uner-

warteten Begegnung auszusetzen. Da er überdies ein Zusammentreffen mit seinem Freunde Canardière vermeiden will und auch die Frauenzimmer mit Kopftuch und Schürze fürchtet, weil er Eleonore in diesem Anzuge gesehen, so zittert er, sobald er das Haus verläßt, vor den Personen, die einige Aehnlichkeit mit denen haben, die er meiden will. Daher kommt es, daß er im Zickzack geht und jeden Augenblick still steht; er sieht aus wie ein Betrunkener.

Aber man kann nicht nach allen Seiten zugleich schauen. Eines Tages, als er vor einer Dame, die er für die entsetzliche Alfieri hält, davonläuft, rennt er gegen seinen Freund Canardière.

»Diable, nimm Dich doch in Acht, Mitonneau!« schreit ihn der Gehörnte an. »Um mir guten Morgen zu sagen, brauchst Du mir ja nicht die Nase einzudrücken. Du rennst ja gegen die Leute, ohne zu rufen: Aufgeschaut! Du fürchtetest wohl, daß ich Dir entwischen würde?«

»Ich! behüte!« antwortet Mitonneau ganz betroffen. »Ich hatte Dich nicht gesehen —«

»Warum bist Du denn so über mich hergefallen?«

»Ich wollte einem Omnibus ausweichen.«

»Einem Omnibus! wir sind ja auf dem Boulevard.«

»Dann ist's ein Kehrichtwagen gewesen.«

»Lieber Freund, ich glaube, Dir steckt etwas im Kopfe.«

»O nein, ich wüßte nicht was —«

»Ich würde es begreiflich finden, wenn Du wie ich einen frechen Buben zu züchtigen hättest.«

»Du hast den Auftrag, einen Buben zu züchtigen?«

»Sacrebleu! ich suche den Buhlen meiner Frau! Hast Du es denn vergessen?«

»Ja wohl — ich habe nicht mehr daran gedacht.«

»O, ich denke immer daran. — Aber Gott sei Dank! ich habe einige bestimmtere Andeutungen. Ich habe den Freund aufgesucht, der Eleonore im Opernhause gesehen hat, und er mußte mir das Porträt ihres Begleiters geben.«

»So, er hat Dir sein Porträt gegeben?«

»Was fehlt Dir denn? Du scheinst zu hinken.«

»Nein, ich habe nur einen Fehltritt gethan.«

»Und mein Freund sagte: er ist ein sehr junger, hübscher Mann, brünett, von gesunder Gesichtsfarbe, nach der Mode gekleidet. — Ich habe also einen Anhaltspunkt bei meinen Nachforschungen.«

Mitonneau frohlockt im Stillen, denn trotz seiner Eigenliebe muß er gestehen, daß ihm dieses Porträt gar nicht ähnlich ist; seine Angst verschwindet und er fängt an zu hüpfen.

»Jetzt fängst Du gar an zu tanzen!« sagt Canardière.

»Ich? nein, es hat mich eine Fliege gestochen.«

»Höre, Mitonneau, kennst Du junge Leute, die auf dem Opernball gewesen und der obigen Personenbeschreibung ähnlich sind?«

»Ja, Einen kenne ich, einen Einzigen, bei dem die Beschreibung zutrifft.«

»Ist es etwa der junge Mann, mit dem Du unlängst im Palais-Royal gespeist hast?«

»Ja, der ist's.«

»Er war auf dem Ball?«

»Ja wohl, als Pierrot.«

»Als Pierrot? Aber Eleonorens Begleiter soll im Frack gewesen sein.«

»Ich behaupte auch nicht, daß er's sei.«

Mitonneau erinnerte sich indeß, daß ihm Anatol fest versichert hatte, Eleonore sei in der Ballnacht in Begleitung eines Andern gewesen, und er fing an zu vermuthen, der junge Desforgeray möge wohl sein Nebenbuhler sein.

Die beiden Freunde gingen mit einander schweigend fort. Bald begegnet ihnen Hippolyt d'Ingrande.

Canardière redet ihn an:

»Kommen Sie mit uns, lieber Freund; Sie können mir in meinen Nachforschungen vielleicht behilflich sein.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung,« antwortet Hippolyt sehr freundlich; »womit kann ich Ihnen dienen?«

»Lieber Freund, ich fürchte sehr, daß ich der traurigen Sippschaft der Hörnerträger angehöre, und ich suche den Buben, der mir diesen Streich gespielt hat.«

Bei diesen Worten nimmt Canardière den Arm Hippolyts, ohne jedoch Mitonneau loszulassen, der an seiner andern Seite geht. Der junge Stutzer ist verlegen, aber er zwingt sich zum Lachen und antwortet:

»Wie, Herr Canardière, solche Gedanken haben Sie! Wer hat Ihnen denn das in den Kopf gesetzt?«

»Lieber Freund, ich habe triftige Gründe zu dieser Besorgniß. Man hat meine Frau auf dem Ball im Opernhause gesehen —«

»Wirklich!«

»Sie war verkleidet; aber man hat sie erkannt, als

ihr die Maske zufällig abfiel. Sie plauderte mit einem jungen Manne, der nicht maskirt war.«

»So, man hat Ihnen das gesagt? Ich hatte ein sehr hübsches Polichinellcostüm.«

»Ich weiß wohl. Und überdies können Sie wohl denken, daß mein Verdacht nicht auf Sie fällt; ich würde es Ihnen sonst nicht erzählen.«

»Das ist richtig. Aber ich habe Ihre Frau Gemalin auf dem Ball gar nicht bemerkt.«

»Sie ist natürlich immer maskirt gewesen und nur zufällig — die Schnur ihrer Maske war losgegangen — hat sie einen Augenblick ihr Gesicht gezeigt. Aber ich will Ihnen sagen, was für ein Costüm sie getragen hat: einen orangefarbenen Domino, dessen Capuze mit dunkelrothen Bändern besetzt war. Dieses Costüm ist ziemlich auffallend.«

Hippolyt scheint nachzusinnen, dann antwortet er:

»Ich erinnere mich jetzt, diesen orangefarbenen Domino gesehen zu haben — und er fiel mir auf, weil er am Arme eines mir bekannten jungen Mannes ging.«

»Wer ist der junge Mann, wie heißt er? Ich lasse Sie nicht los, bis Sie mir seinen Namen genannt haben.«

»Nun, es ist einer von denen, die Sie mit mir im Pierrotcostüm gesehen haben; aber nach einer Weile fand er, daß ihm seine Verkleidung schlecht stand, er verließ den Ball und kam im Frack zurück.«

»Ich ahne, wer es ist. Mitonneau, hat dein junger Freund sein Pierrotcostüm abgelegt?«

»Ich weiß es nicht. Es ist möglich. Er hat mir nichts davon gesagt; aber er sagte mir —«

»Was?«

»Nichts, ich habe mich geirrt.«

»Mitonneau, Du weißt etwas; Du willst nicht mit der Sprache heraus, Du willst deinen jungen Freund nicht in Verlegenheit bringen. — Hippolyt, im Namen der Moralität fordere ich Sie auf, mir den Namen des fraglichen Individuums zu nennen.«

»Nun, wenn Sie es durchaus wissen wollen — es ist Anatol Desforgeray.«

»Der Schlingel, er war's!« eifert Mitonneau.

»Du hast es gewußt?« sagt Canardière, »und Du hast mir ihn nicht genannt! — Nun, mein lieber Freund Hippolyt hat jeden Zweifel gehoben, ich weiß jetzt, mit wem ich zu thun habe.«

»Wenigstens sagen Sie nicht, daß Sie es von mir erfahren haben,« erwiedert Hippolyt. »Ich konnte Ihren dringenden Bitten nicht widerstehen. — Anatol hatte uns im Vertrauen gesagt, daß er eine Dame liebe; aber ich ahnte nicht — übrigens hat sie sich wahrscheinlich über ihn lustig gemacht.«

»Ich danke Ihnen, Hippolyt, für Ihr Zartgefühl; aber ich weiß, was ich von Eleonore zu denken habe —«

»Und merken Sie wohl: ich sage nicht, daß ich ihn mit Madame Canardière gesehen —«

»Sie haben ihn mit dem Orangedomino gesehen. Das kommt aufs Gleiche hinaus. Ich weiß jetzt, woran ich bin. — Mitonneau, dein kleiner Freund wird von mir hören! Er wohnt in deinem Hotel, das genügt mir. Ich hatte schon lange Verdacht auf ihn. Man hat zuweilen seltsame Ahnungen! — Und der kleine Mensch sah mich

immer so höhnisch an. — Adieu, meine Herren! Sie werden bald erfahren, wie Canardière seine Ehre rächt.«

Bei diesen Worten läßt der kleine dürre Mann die beiden Arme los, die er festgehalten, und entfernt sich wie ein Wahnsinniger. Der schöne Hippolyt frohlockt im Stillen, daß es ihm gelungen ist, den Verdacht von sich abzuwenden und daß er Gelegenheit findet, sich an dem jungen Desforgeray zu rächen. Er geht fort, ohne von Mitonneau die mindeste Notiz zu nehmen, und sagt zu sich:

»Ei! Du vorwitziger Mensch, willst nicht einmal ein Diner für mich zahlen! Du bekommst jetzt die Strafe für deine Arglist!«

Mitonneau setzt seinen Spaziergang fort.

»Also Anatol machte der schönen Eleonore den Hof! Jetzt wundert's mich nicht mehr, daß er mir vorschlug, mich mit meinem Rivalen zu zeigen. Aber ich begreife nicht, wie Eleonore in der Ballnacht Zeit gefunden, zweimal zu soupiren.«

Als Anatol Abends nach Hause kommt, wird er von dem Portier angerufen:

»Es hat Jemand nach Ihnen gefragt. Ein kleiner, nicht mehr junger Herr. Er schien sehr zornig zu sein, weil Sie nicht zu Hause waren. Er war dreimal da. Das letzte Mal endlich ließ er mir seine Karte und setzte hinzu: Sagen Sie Herrn Desforgeray, daß ich morgen Früh wiederkommen werde, und daß ich ihm verbiete, vor meiner Ankunft auszugehen.«

»Wie! er verbietet mir's! Das ist kaum glaublich!« sagt Anatol, indem er die Karte nimmt. Aber als er den Namen Canardière gelesen hat, erwiedert er lächelnd:

»Sie irren sich; der Herr wird nicht nach mir, sondern nach Herrn Mitonneau gefragt haben.«

»Nein,« antwortet der Portier, »er hat Ihren Namen genannt.«

»Ich kenne Herrn Canardière kaum; mein Nachbar hingegen ist sein guter Freund.«

»Ich weiß gewiß, daß er nicht nach Herrn Mitonneau, sondern nach Ihnen gefragt hat.«

»Nun, morgen wird sich Alles aufklären; denn ich bin wirklich neugierig, ob er mir verbietet auszugehen.«

Den andern Morgen um sieben Uhr wird sehr stark an Anatols Thür geklopft. Anatol, der noch schlief, wird durch den Lärm geweckt, und da er eben von Adeline geträumt hat, denkt er nicht sogleich an den gestrigen Besuch.

»Wer poltert denn so früh an meiner Thür?« ruft er, sich die Augen reibend.

»Ich, Canardière!« antwortet eine starke, näselnde Stimme.

Dieser Name erinnert den jungen Desforgeray an die Karte, die er Abends zuvor erhalten. Er springt aus dem Bett und antwortet:

»Sie kommen sehr früh; Sie haben mich geweckt —«

»Das wollte ich auch. Machen Sie auf!«

»Ich bin noch im Hemd.«

»Das thut nichts; machen Sie auf!«

»Sie irren sich wohl, Herr Canardière? Ihr Freund Mitonneau wohnt nebenan.«

»Ich will nicht zu Mitonneau, sondern zu Ihnen, Anatol Desforgeray von Montpellier. Machen Sie auf!«

»Der Portier scheint doch Recht gehabt zu haben,«

denkt Anatol und öffnet die Thür; dann kriecht er schnell wieder in's Bett und ruft dem Eintretenden zu:

»Entschuldigen Sie. Da Sie es so eilig haben, muß ich Sie im Bett empfangen.«

Canardière trägt über seinem gewöhnlichen Anzuge einen blauen Tuchmantel, den er auffallender Weise sorgfältig zusammenhält, denn das Wetter ist schön und warm. Der kleine Mann hat etwas Spanisches in diesem Costüm, und sein schiefgesetzter Hut gibt ihm vollends einen originellen Anstrich.

Er tritt ein, ohne zu grüßen. Nachdem er sich im Zimmer umgesehen und sogar unter das Bett geschaut hat, um sich zu überzeugen, daß Anatol wirklich allein ist, verschließt er sorgfältig die Thür und tritt vor das Bett.

»Da bin ich,« sagt er. »Ich habe Sie gestern nicht zu Hause getroffen; aber ich wußte wohl, daß Sie mir heute nicht entrinnen würden. Uebrigens hatte ich Ihnen verboten, vor meiner Ankunft auszugehen. Ich sehe, daß Sie meiner Weisung Folge geleistet haben.«

»Wie, es ist also kein Scherz oder kein Irrthum?« erwiedert Anatol, sich im Bett aufrichtend. »Sie hatten also mich gemeint? Ich finde es spaßhaft, daß Sie sich erkühnen, mir etwas verbieten zu wollen. Mit welchem Rechte, wenn ich fragen darf? Ich würde Sie gar nicht kennen, wenn ich Sie nicht zufällig im Gespräch mit Herrn Mitonneau gesehen hätte.«

»So, Sie finden mich spaßhaft, kleiner Mensch? Nun, Sie sollen sogleich erfahren, wie ich spaße!«

»Was wollen Sie denn von mir, Herr Canardière?

Fassen Sie sich gefälligst kurz, denn Sie haben mich geweckt und ich möchte noch schlafen.«

»Was ich von Ihnen will? Errathen Sie es denn nicht, junger Don Juan?«

»Nein, ich errathe es nicht. Ich glaubte, Sie hätten sich geirrt und wollten zu Herrn Mitonneau —«

»Mengen Sie doch den ehrenwerthen Mitonneau nicht in Ihre Intriguen und Lumpereien. Sie möchten mir Sand in die Augen streuen. — Jetzt weiß ich, warum Sie mich so höhnisch ansahen, wenn Sie mir begegneten! Es ist nicht genug, die Frau zu verführen, man will auch den armen betrogenen Mann noch verspotten! Aber Sie sollen nicht mehr auf meine Kosten lachen, junger Laffe, denn ich gehöre nicht zu jenen willfährigen Männern, die so etwas hinunterschlucken, wie eine Bavaroise mit Milch. Nein, in solcher Haut stecke ich nicht!«

»Mein Gott! Sie mögen in einer beliebigen Haut stecken, ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber erklären Sie sich deutlicher, denn ich begreife noch nicht, was Sie von mir wollen.«

»Sie begreifen nicht!« erwiedert Canardière, der mit drohender Geberde auf ihn zutritt. »Ich bin der Gatte Eleonorens!«

»Das weiß ich wohl,« antwortet Anatol, unwillkürlich lächelnd.

»Sie wissen es! — Ei, Sie verrathen sich; Sie gestehen also, daß Sie meine Frau kennen?«

»Nein, ich kenne sie nicht; aber ich habe von ihr gehört.«

»Von wem?«

»Von Ihrem Freund Mitonneau.«

»Mitonneau kennt sie nicht, er hat sie noch nicht gesehen; folglich konnte er nicht von ihr sprechen. Das sind Finten, Ausflüchte. Ich weiß Alles; ich weiß, daß meine Frau mich betrügt und daß sie mit einem Buhlen auf dem Ball im Opernhause gewesen ist.«

»Nun, wenn Sie es wissen — es ist ein Unglück. Aber was habe i ch damit zu thun?«

»Ha! Diese Frechheit ist zu groß. In diesem Alter schon so verstockt! — Glauben Sie denn, Sie Gelbschnabel, daß ich Ihre Schliche nicht kenne? Sie sind der Buhle meiner Frau!«

»Ich! Sie wissen ja —«

»Nur keine Widerrede! Man hat Sie mit ihr auf dem Balle im Opernhause gesehen.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Ein Freund von Ihnen.«

»Das ist nicht möglich.«

»Läugnen Sie nur nicht. Es ist sonnenklar; Sie selbst haben sich so eben verrathen: Sie haben gestanden, daß Sie Eleonore kennen.«

»Sie träumen, mein lieber Herr. Lassen Sie mich schlafen und verlassen Sie mein Zimmer.«

»Glauben Sie denn, ich sei so früh gekommen, um Sie schlafen zu sehen? O nein! Sie haben mich in meiner Ehre verletzt, und müssen mir Genugthuung geben!«

Bei diesen Worten wirft Canardière seinen Mantel ab und hält dem jungen Desforgeray ein Paar Rapiere entgegen.

»Sie sehen,« fügt er hinzu, »daß ich auf Alles bedacht

gewesen bin und die Sache nicht in die Länge ziehen will. Ich habe von diesen Rapieren die Knöpfe abgenommen. Pistolen machen Lärm; mit diesen Rapieren hingegen können wir uns hier ganz bequem und ungestört aufspießen.«

Anatol, der immer noch im Bette sitzt, sieht den kleinen dürren Mann an, der sich, in jeder Hand ein Rapier haltend, in Fechterposition stellt und mit wildrollenden Augen seinen Gegner erwartet. Diese Scene ist so grotesk, daß Anatol in ein lautes Gelächter ausbricht. Aber seine Heiterkeit verdoppelt den Zorn Canardière's, der ihm zuruft:

»Ventre-saint-gris! hier gibt's nichts zu lachen. Heraus aus dem Neste, und zum Degen gegriffen!«

»Ei! Sie fluchen ja wie Heinrich der Vierte! Sagen Sie mir doch, warum.«

»Ich fluche, wie mir's beliebt. Heraus aus dem Bett, und vor die Klinge! Hier ist eine Waffe, mit der Sie sich vertheidigen können. Schlagen Sie sich im Hemd, da können Sie sich besser rühren.«

Canardière wirft dem jungen Desforgeray, der endlich die Geduld verliert, das eine Rapier zu.

»Nehmen Sie sich doch in Acht!« ruft Anatol; »Sie haben mich an der Nase getroffen.«

»Ich werde Sie noch anderswo treffen. Stehen Sie doch auf, Donnerwetter! Sie sehen ja, daß ich Sie erwarte.«

»Es ist also wirklich Ihr Ernst?«

»Mich dünkt, Sie können es nicht mehr bezweifeln.«

»Sie wollen sich mit mir schlagen?«

»Ja wohl, Kleiner, um Ihnen die Lust zum Hörner-aufsetzen zu vertreiben. Ich weiß nicht, wie weit Sie mit Eleonore gekommen sind; später, wenn ich Ihnen den Garaus gemacht, werde ich mir Gewißheit darüber verschaffen.«

»Aber, wenn ich mich nicht schlagen will?«

»Dann wären Sie eine Memme, und ich würde Sie mit dieser Waffe ins Gesicht schlagen und dergestalt zeichnen, daß Sie keine Eroberungen mehr machen würden.«

Canardière scheint seine Drohung sofort in Ausführung bringen zu wollen, denn er schwenkt sein Rapier über dem Kopfe Anatols. Dieser springt zornig aus dem Bett, ergreift das Rapier und dringt auf den kleinen Mann ein.

»Alter Tropf! Sie werden sogleich sehen, ob ich mir das Gesicht zeichnen lasse. Sie wollen also, daß ich mich mit Ihnen schlage? Gut, Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Da — pariren Sie — wehren Sie sich, wenn Sie können. Ich werde Ihnen die Lust vertreiben, mich herauszufordern.«

Anatol griff seinen Gegner so heftig und hartnäckig an, daß dieser kaum wußte, wie ihm geschah. Canardière war ein guter Fechter, aber der Angriff des jungen Desforgeray war so rasch und ungestüm, seine Ausfälle waren so sehr außer den Regeln der Fechtkunst, daß er seine ganze Fassung aufbieten mußte, sich zu vertheidigen; angreifen konnte er nicht.

Inzwischen hatte Mitonneau in seinem Zimmer das heftige Klopfen an Anatols Thür gehört und die Stimme seines furchtbaren Freundes Canardière erkannt. Als dieser

eingetreten war, hatte Mitonneau schnell einen Schlafrock angezogen, und in der Erwartung, daß bei seinem jungen Nachbar ein tragischer Vorfall bevorstehe, war er die Treppe hinuntergeeilt, um Hilfe zu suchen und wo möglich einen Zweikampf zu verhüten; denn Mitonneau war keineswegs bösartig von Charakter, und obschon er glaubte, daß Anatol mit der treulosen Eleonore soupirt habe, würde er doch untröstlich gewesen sein, wenn seinem Schutzbefohlenen ein Unglück begegnet wäre.

Der Besitzer des Gasthofes war eben hinuntergegangen, um seinem Portier Befehle zu ertheilen, als Mitonneau ganz bestürzt herbeieilt und ihnen zuruft:

»Meine Herren, ich bitte Sie — kommen Sie geschwind meinem Nachbar, dem jungen Desforgeray, zu Hilfe!«

»Ist er denn krank?«

»O, es ist noch viel schlimmer. Ein eifersüchtiger, wüthender Mann hat ihn überfallen — er will ihn ermorden!«

»Ermorden!«

»Ja, oder etwas dergleichen. — Ich kenne ihn, die Eifersucht treibt ihn zu den furchtbarsten Thaten. — Portier, Sie müssen ihn gesehen haben.«

»Ja wohl, ich habe einen Herrn bemerkt; es ist derselbe, der gestern dreimal nach Herrn Desforgeray fragte. Ich sogar bemerkt, daß er einen großen Mantel trug, unter welchem er etwas zu tragen schien.«

»Ganz recht, er hat gewiß Waffen mitgebracht. — Ach mein Gott! der arme Anatol wird vielleicht schon in Stücke gehaueu! — Kommen Sie geschwind, meine Herren — nehmen Sie auch Waffen mit!«

Der Portier nimmt einen Besen, Mitonneau bewaffnet sich mit einer Zange, der Gasthofbesitzer holt den Hauptschlüssel, mit welchem er alle Zimmer im Hause öffnen kann. Sie eilen die Treppe hinauf. Mitonneau ist natürlich der Letzte. Vor Anatols Thür hört man das Klirren der Rapiere und einige derbe Flüche der Kämpfenden.

»Hören Sie wohl! sie stechen einander todt!« zetert Mitonneau, der wieder einige Stufen zurückweicht. Aber der Herr vom Hause hat seinen Schlüssel, er öffnet die Thür und stürzt sammt dem Portier in das Zimmer, als eben Canardière, der nun ebenfalls auf seinen Gegner eindringt, einen Stich in das rechte Auge bekommt.

Man wirft sich auf die Kämpfenden, die man ohne Mühe trennt; denn Canardière greift mit der Hand nach seinem verwundeten Auge, während Anatol sein Rapier wegwirft und wieder in sein Bett kriecht.

»Ei! was ist das, meine Herren!« sagt der Herr vom Hause. »Was! Sie duelliren sich im Hemde — und nehmen sich nicht einmal Zeit, sich anzukleiden!«

»Dieser Herr wollte es so,« antwortet Anatol, der sich in seine Decke hüllt; »ich hätte gern noch geschlafen. Er hat mich herausgefordert, er behauptet, ich sei der Liebhaber seiner Frau. Das hat er gelogen. Aber er insultirte mich und reizte mich zum Zorn. Er drang auf mich ein und ich mußte mich wehren. Er ist verwundet; es thut mir leid, aber es ist seine Schuld.«

»Sie sind ein ungeschlachter Mensch!« schreit Canardière, der noch immer die Hand auf sein blutendes Auge hält. »Pfui! wer stößt wohl nach den Augen!«

»Ich wußte nicht, wohin ich stieß.«

»Sie verstehen sich nicht zu schlagen, das sieht man wohl. Aber ich werde mich revanchiren!«

»Lassen Sie mich doch in Ruhe und suchen Sie den wirklichen Liebhaber Ihrer Frau; das ist viel besser, als mit mir Händel anzufangen.«

Inzwischen hat Canardière, der große Schmerzen hat, sein Auge mit einem in frisches Wasser getauchten Schnupftuch verbinden lassen. Dann führt man ihn zum Zimmer hinaus und der Portier holt einen Wagen.

Canardière findet Mitonneau auf der Treppe, wo dieser zurückgeblieben ist, um den Ausgang des Kampfes abzuwarten.

»Ach, mein Gott!« ruft Mitonneau, als er seinen Freund mit einer Binde auf dem Auge sieht, »Du hast also etwas erwischt, Canardière! Du hast ja einen Römerkopf!«

»Ich weiß nicht, ob die Römer einen Hauptschmuck hatten wie ich; aber ich weiß, daß mir ein Stümper in der Fechtkunst einen Stich ins Auge gegeben hat, und ich fürchte sehr, daß ich einäugig bleibe.«

»Einäugig! Ist es möglich — wegen einer solchen Lappalie ein Auge zu verlieren!«

»Was! eine Lappalie nennst Du das! Man sieht wohl, daß Du ein Junggesell bist.«

»Der Wagen hält vor der Thür,« sagt der Portier.

»Es ist gut, ich komme schon. — Auf Wiedersehen, Mitonneau! Dein Schwachmatikus kommt so nicht davon. Wenn ich geheilt bin, sehen wir uns wieder.«

Canardière setzt sich in den Wagen und Mitonneau geht die Treppe hinauf.

»Wir sehen uns wieder!« sagt er nachsprechend; »er wird ihn so gut nicht wiedersehen, wenn er nur ein Auge hat. — O die Weiber! wie gefährlich ist es, sich mit ihnen einzulassen! Ich glaube, daß ich sie von jetzt an alle laufen lasse.«

III.

Weites und reines Gewissen

Als Mitonneau vor Anatols Zimmer vorübergeht, bemerkt er, daß die Thür nicht verschlossen ist, und er begibt sich zu seinem wieder im Bette liegenden jungen Nachbar.

»Ei! das sind Geschichten! — Sie waren gewiß weit entfernt, mein junger Freund, so etwas zu erwarten? Ich hätte mir's auch nicht träumen lassen. Als ich Ihnen mein zärtliches Verhältniß zu Eleonoren im Vertrauen mittheilte, ahnte ich nicht, daß Sie ebenfalls ein Verehrer dieser Dame sind.«

»Herr Mitonneau, wollen Sie mir etwa dieselben Albernheiten sagen, wie der alte Starrkopf, der soeben hier war? Haben Sie auch Lust, mit mir zu raufen?« erwiedert Anatol und sieht seinen Nachbar mit keineswegs freundlichen Blicken an.

Mitonneau wird leichenblaß und antwortet:

»Ich soll rauflustig sein! Was fällt Ihnen ein! Ich soll mit einem mir anvertrauten jungen Manne Händel

anfangen? Was würde Madame Desforgeray, Ihre respectable Großmutter, dazu sagen! Ich bin Ihnen ja von Herzen gut, als ob Sie mein leiblicher Bruder wären. Behüte! Sie können mir sagen und mit mir machen, was Sie wollen, ich werde mich nie mit Ihnen schlagen.«

»Dann ersuche ich Sie, lieber Herr Mitonneau, mir auf mein Wort zu glauben, daß ich Madame Canardière nicht kenne, daß ich sie nie gesehen habe. Warum hätte ich's Ihnen nicht gestehen sollen, wenn ich ebenfalls der Liebhaber der reizenden Eleonore gewesen wäre? Haben Sie mir doch Ihr Abenteuer erzählt; ich wäre Ihnen gewiß mit gleichem Vertrauen entgegengekommen.«

»Aber woher wissen Sie denn, daß diese Dame einen andern Liebhaber hat, mit dem sie dem Opernhause gegenüber soupirt hat, bevor oder vielmehr nachdem sie daselbst mit mir soupirt hatte?«

»Ich habe es gesagt, weil mir's dieser Liebhaber selbst gesagt hat.«

»Sie kennen ihn also?«

»Allerdings.«

»Warum haben Sie ihn dem alten Wütherich Canardière nicht genannt? Sie würden sich dadurch vollständig gerechtfertigt haben.«

»Weil ich mich nicht auf Kosten eines Andern rechtfertigen mag; weil ich es erbärmlich gefunden haben würde, ein mir anvertrautes Geheimniß zu verrathen.«

»Ich glaube Ihnen, lieber Freund; Ihr Wort genügt mir. O, ich glaube Ihnen.«

»Aber jetzt möchte ich wissen, wer mich als den Verehrer der Dame bezeichnet hat.«

»Ein Freund von Ihnen.«

»Wie! ein Freund von mir?«

»Ja, ich sah ihn vor Kurzem mit einem Frauenzimmer, dessen Benehmen mir sehr frei zu sein schien, hieherkommen. Canardière kennt ihn auch, er nannte ihn Hippolyt —«

»Hippolyt! — Der hat es gethan? O, das ist schändlich!«

Anatol fährt wüthend in seinem Bette empor, so daß Mitonneau erschrocken an die Thür eilt.

»Ja, lieber Nachbar,« erwiedert der Letztere, »er behauptet, daß er Sie im Opernhause mit dem Orangedomino gesehen. — Aber entschuldigen Sie, ich bin noch nicht vollständig angekleidet, und habe noch nicht gefrühstückt. Auf Wiedersehen! Ich gehe in mein Zimmer.«

Der junge Desforgeray wird nachdenklich, und aus dem Ausdruck seiner Gesichtszüge läßt sich schließen, daß seine Gedanken sehr ernster Art sind. Es betrübt ihn tief, bei seinen vermeinten Freunden nur Treulosigkeit, ja beinahe Haß zu finden.

»Was habe ich ihnen denn gethan,« denkt er, »daß sie mich so treulos behandeln? Boudinet ist der Einzige, der mir keine falsche Cousine vorgestellt hat und sich immer freundschaftlich gegen mich benimmt. — Aber der Monat ist zu Ende, uud ich weiß nicht, wie es mit unserer Operation steht, denn er wollte mir nicht sagen, was er unternommen. Ich möchte aber doch wissen, ob er mich bereichert hat, wie er mit so großer Bestimmtheit voraussagte. — Es ist das letzte Mal, daß ich an der Börse spiele. Die ersten Operationen sind glücklich ausgefallen,

warum sollte diese nicht auch einen günstigen Erfolg haben? Ich möchte Boudinet sprechen, aber er ist so schwer aufzufinden. Ich glaube, von unserem Wechselagenten würde ich sogleich das Resultat unserer Operation erfahren. — Ja, ich will mich ankleiden und sogleich hingehen.«

Als Anatol eben seine Toilette beendet hat, bringt ihm der Portier einen Brief. Er hatte noch keine andern Briefe als von seiner Großmutter erhalten; aber die Adresse ist nicht von ihrer Hand geschrieben, überdies steht der Poststempel: Paris darauf. Mit lebhafter Neugierde erbricht er das Siegel und sieht den Namen und die Adresse seines Wechselagenten.

»Ah, der Brief kommt wie gerufen,« sagt er zu sich; »ich kann den Weg ersparen. — Ich will doch sehen, wie viel ich gewonnen habe.«

Er liest — und erblaßt. Seine Kniee wanken. Er liest noch einmal, denn er hofft, sich geirrt zu haben; aber er hatte leider ganz richtig gelesen; der Wechselagent ersucht ihn, an seiner Casse die Summe von siebzigtausend Francs zu erlegen, um den durch das Fallen der Rente und der Eisenbahnactien verursachten Verlust zu decken.

»Siebzigtausend Francs!« stammelt Anatol, den Unglücksbrief anstarrend. »Das ist ja eine enorme Summe — es ist mehr als die Hälfte meines Vermögens! Und ich hoffte, sehr reich zu werden! — Ach, wenn ich den Rath meiner guten Großmama befolgt hätte, so würde ich nicht an der Börse gespielt haben. Dies ist nicht der Weg, Adelinens Besitz zu erringen. Herr von Barvillier hat Recht, das Spiel zu verabscheuen. — Siebzigtausend Francs! — Aber Boudinet ist mein Associé, er muß

natürlich die Hälfte des Verlustes tragen, sowie ihm die Hälfte des Gewinnes zukommt. Und von dem Gewinn habe ich noch nichts erhalten. Aber jetzt muß er mir herausgeben, was er für mich eingestrichen hat. — Die Hälfte von siebzigtausend sind fünfunddreißigtausend, er schuldet mir zweitausendachthundert, folglich habe ich nur zweiunddreißigtausend zweihundert Francs zu bezahlen. Es ist immer noch eine bedeutende Summe, die ich von meiner Großmutter verlangen muß. — Mein Gott, was wird sie denken! Ich will ihr feierlich versprechen, künftig verständiger zu sei. Uebrigens wird die Summe von meinem Vermögen genommen; sie kann einige meiner Grundstücke verkaufen. — Aber es wird ihr doch viel Kummer machen; sie wird denken, daß ich in Paris viele Dummheiten mache, und sie hat nicht ganz Unrecht. — Nun, es muß sein, ich schreibe sofort nach Montpellier. Sobald ich das Geld erhalte, bringe ich es dem Wechselagenten; den Rest muß er sich von Boudinet auszahlen lassen. — Wann und wo Boudinet zu finden ist? Im Grunde kümmert es mich nicht, unser Wechselagent wird ihn wohl täglich auf der Börse sehen.«

Anatol setzt sich an seinen Schreibtisch und fängt den Brief an; aber plötzlich wird die Thür aufgerissen und Boudinet erscheint mit seinem unverwüstlich heiteren Gesicht.

»Guten Morgen, lieber Freund,« sagt der Börsespeculant, ihn auf die Schulter klopfend.

»Ah, Sie sind's, Boudinet. — Ich dachte eben an Sie, denn ich habe einen Brief von unserm Wechselagenten

erhalten, und Sie sehen mich noch ganz bestürzt über den Inhalt.«

Boudinet wirft sich in einen Fauteuil und antwortet mit der größten Ruhe:

»Ja, es ist wahr. Wir sind diesesmal nicht glücklich gewesen. — Nun, die Fortuna ist ja ein Weib, und folglich wankelmüthig und launenhaft. Bis jetzt war sie uns recht hold — heute bohrt sie uns in den Grund. Man muß im Leben auf Alles gefaßt sein.«

»Aber man verlangt von uns eine enorme Summe: siebzigtausend Francs! Wie ist es denn möglich, daß wir so viel schulden?«

»Es war eine bedeutende Operation. Ich wollte Ihnen sofort einen schönen Gewinn zuwenden. Ich hatte Rente und Actien verschiedener Eisenbahnen kaufen lassen; alle diese Papiere mußten unfehlbar steigen und dann würden wir noch weit mehr gewonnen haben, als wir jetzt verlieren. Aber es trat ganz unerwartet eine Panique ein, ein Rückschlag, den man nicht voraussehen konnte. Daher das bedeutende Fallen der Curse. — Es ist ein Unglück, aber man muß sich darüber trösten.«

»Sie sind glücklich, einen solchen Verlust so ruhig ertragen zu können.«

»Ich bin ein Philosoph, Theuerster, und ich rathe Ihnen, meinem Beispiele zu folgen.«

»Einstweilen will ich nach Montpellier schreiben, und mir zweiunddreißigtausend Francs schicken zu lassen. Mit dem von Ihnen zu zahlenden Antheil und dem mir noch schuldigen Gewinn der ersten Operationen wird die

Summe, welche der Wechselagent verlangt, vervollständigt.«

Boudinet runzelt die Stirn, schneidet ein Gesicht und erwiedert dann lachend:

»Was faseln Sie da? — Ha! ha! ha! wie bereitwillig der kleine Mensch seinen Beutel zieht! — Wie können Sie auch so kindisch sein. Wir sind gar nichts schuldig oder vielmehr wir werden nicht zahlen, und das kommt ganz auf's Gleiche heraus. Beaumarchais sagt ja durch Figaro's Mund: Wenn man etwas schuldig ist und nicht zahlt, so ist man eigentlich gar nichts schuldig.«

Anatol sieht den dicken Boudinet mit großen Augen an.

»Ich verstehe Sie nicht,« erwiedert er. »Was! wir sind dem Wechselagenten die siebzigtausend Francs nicht schuldig?«

»Ich will nicht sagen, daß er die Summe nicht zu fordern habe, aber ich erkläre Ihnen noch einmal, daß wir nicht gezwungen sind, zu zahlen. — Hören Sie mich an, lieber Freund. Das Gesetz erkennt die Zeitkäufe nicht an. Dies ist ein Zeitkauf, folglich kann man uns nichts anhaben, wenn wir nicht zahlen wollen; man kann uns weder auspfänden, noch ins Gefängniß setzen. Wenn der Wechselagent klagt, so wird man zu ihm sagen: Es ist schlimm für Sie, warum haben Sie sich keine Deckung geben lassen?«

»Was versteht man unter Deckung?«

»Gute Werthpapiere, welche dem Betrage der Kauf-ordre ungefähr gleich sind und mit denen sich der Wechselagent für den Fall des Verlustes bezahlt machen kann. Aber an wen soll er sich halten, wenn er keine Deckung hat?«

Anatol sinnt eine kleine Weile nach, dann erwiedert er:

»Ihre Erklärung scheint mir nicht gut. Wenn wir gewonnen hätten, würden wir unser Geld erhalten haben.«

»Das versteht sich.«

»Und da wir verloren haben, sind wir berechtigt, die Zahlung zu verweigern?«

»Allerdings.«

»Und das Gesetz duldet das?«

»Ich habe Ihnen ja gesagt, daß das Gesetz die Zeitkäufe nicht anerkennt und zu dem Wechselagenten sagt: Warum lassen Sie sich keine Deckung geben?«

»Wenn er aber die Deckung nicht verlangt, so gibt er dadurch zu erkennen, daß er Vertrauen zu seinen Auftraggebern hat?«

»Das ist klar.«

»Wenn man also nicht zahlt, so mißbraucht man sein Vertrauen, und das ist Spitzbüberei!«

»Nur nicht mit der Thür in's Haus fallen, Kleiner! Was ich Ihnen rathe, haben schon viele Leute gethan. Nach einiger Zeit, wenn diese Schlappe vergessen ist, fangen sie die Speculationen wieder an, als ob nichts geschehen wäre, und finden Zutritt in den besten Gesellschaften — zumal wenn sie sich das Ansehen reicher Leute zu geben wissen.«

»Das kann ich nicht glauben! Wie ist es möglich, daß ein Mann, der das in ihn gesetzte Vertrauen benutzt hat, um eine Schuld nicht zu bezahlen, sich wieder öffentlich zeigen darf!«

»Sie glauben es nicht, weil Sie nicht wissen, was in

der Geschäftswelt vorgeht und was für Mittel man anwendet, um reich zu werden. Sie sind noch ein Neuling; aber Sie werden sich schon ausbilden, und was Ihnen heute einen Schrecken einjagt, wird Ihnen in einiger Zeit kaum der Beachtung werth scheinen.«

»Nein, nein, in diesem Punkte werde ich nie anders denken! Die Ehre muß unverletzt bleiben.«

»Nun, nach Belieben. Thun Sie, was Sie wollen. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, zu bezahlen, so bezahlen Sie! Aber mich kümmert es nicht.«

»Wie! es kümmert Sie nicht? Sie sind ja so gut Schuldner wie ich, weil wir gemeinschaftlich speculirten; Sie schulden die Hälfte der Summe.«

Boudinet wiegt sich auf seinem Sessel und spielt mit seinem Spazierstock.

»Nein,« antwortet er, »in diesem Geschäfte nicht. Die Kaufordre ist in Ihrem Namen allein ertheilt, von Ihnen allein unterzeichnet worden; folglich habe ich mit den siebzigtausend Francs, die man von Ihnen verlangt, gar nichts zu thun.«

»Was bedeutet das? Die ersten Operationen haben wir also gemeinschaftlich unternommen, und diese nicht? Warum haben Sie denn die letzte Kaufordre nicht unterzeichnet?«

»Ich würde mich wohl gehütet haben. Der Wechselagent würde dann den Auftrag nicht ausgeführt haben, er hatte kein Vertrauen zu mir; in Sie hingegen setzte er unbedingtes Vertrauen, weil er über Ihre Familie durch einen Collegen in Montpellier Erkundigungen eingezogen hatte.«

»Das ist ja abscheulich! Aber wenn wir gewonnen hätten, würden Sie die Hälfte des Gewinnes genommen haben?«

»Das versteht sich, denn Sie hätten den Gewinn nur mir zu verdanken gehabt.«

»So! Sie wollen also nur den Gewinn, aber nicht den Verlust theilen?«

»Allerdings; nur unter dieser Voraussetzung mache ich Compagniegeschäfte.«

»Herr Boudinet, ich kenne Sie jetzt; Sie sind ein Schuft!«

Boudinet steht auf und nimmt seinen Hut.

»Mein Lieber, Sie bedienen sich schon wieder unanständiger Ausdrücke, die in der gebildeten Welt nicht zulässig sind. — Ich habe die Güte, mich zu Ihnen zu bemühen, und Sie über das Resultat der Operation zu beruhigen und Ihnen zu sagen, daß Sie keineswegs genöthigt sind, zu bezahlen — und statt mir zu danken, werden Sie böse und beleidigen mich.«

»Sie haben mir eine schmachvolle Handlung zugemuthet. Wenn ich so schwach wäre, Ihnen Gehör zu geben, so würden Sie einen ehrlosen Menschen aus mir machen, einen erbärmlichen Wicht, wie Sie selbst sind!«

»Schönen Dank, ich habe jetzt genug. Ich sehe wohl, daß wir uns nicht mehr verständigen können. Guten Morgen, mein Lieber!«

»Warten Sie, Herr Boudinet. Ich habe Geld von Ihnen zu fordern: einerseits zweitausendfünfhundert, andererseits dreihundert Francs. Werden Sie dies auch abläugnen?«

»Was denken Sie denn? Ich sollte abläugnen, was ich einem Freunde schuldig bin! O pfui!«

»Dann zahlen Sie, ich brauche Geld.«

»Das würde schwer sein, denn ich habe keinen Sou. Wenn Sie wollen, stelle ich Ihnen einen Wechsel aus; aber unter uns gesagt, es würde Ihnen wenig nützen. — Ich gehe nach Brüssel, ich gebe vor der Hand mein hiesiges politisches Domicil auf. Aber ich werde wieder nach Paris kommen, und zwar glänzender als je, vielleicht als Millionär, wer weiß! Dann können Sie sich darauf verlassen, daß ich unsere kleine Rechnung ausgleichen werde. Einstweilen empfehle ich mich Ihnen ganz ergebenst. Ich schicke Ihnen Brüsseler Chocoladebrot, es wird nur dort gu gemacht.«

Boudinet geht fort. — Anatol ist außer sich; er sitzt eine Weile wie vernichtet. Endlich seufzt er tief auf und sagt zu sich:

»Dieser Boudinet ist ein schändlicher Gauner, ein ehrloser, nichtswürdiger Mensch. Und ich hielt ihn für meinen Freund! — Ich habe sehr wenig Erfahrung und Weltkenntniß; aber ich werde seinen Rath nicht befolgen, ich werde nicht vergessen, daß ich ein Desforgeray bin, daß mir mein Vater einen fleckenlosen Namen hinterlassen hat und daß es meine Pflicht ist, ihn rein zu bewahren. — Jetzt zu dem Wechselagenten; da ich allein sein Schuldner bin, so will ich mich beeilen, ihn zu beruhigen.«

Anatol eilt in der größten Aufregung zu dem Wechselagenten.

»Sie haben mir geschrieben,« stammelt er; »ich schulde Ihnen siebzigtausend Francs — ich werde sie Ihnen

bezahlen — Sie können ganz unbesorgt sein, ich werde gewiß zahlen. Ich ersuche Sie nur um eine Frist von zehn Tagen, um nach Montpellier zu schreiben und die Summe schicken zu lassen.«

»Nehmen Sie sich so viel Zeit wie Sie brauchen,« erwiedert der Wechselagent; »ich habe ohne das mindeste Bedenken Aufträge von einem Desforgeray angenommen, denn ich verhehle Ihnen nicht, daß ich in Montpellier Erkundigungen einziehen ließ. Ich vollzog Ihren Auftrag, ohne mir Garantien geben zu lassen, was eigentlich nicht geschehen darf —«

»Denn ich könnte die Zahlung verweigern, und Sie hätten kein Mittel, mich zu zwingen. So hat mir Boudinet gesagt; ist das wahr?«

»Ja, Herr Desforgeray; Sie würden dann freilich an der Börse executirt werden.«

»Was heißt das?«

»Man würde Ihren Namen und Ihre Weigerung, zu zahlen, auf die Tagsordnung setzen, wie man im parlamentarischen Styl sagt.«

»O, fürchten Sie nichts,« erwiedert Anatol; »mein Name soll nicht gebrandmarkt werden, ich werde stets meinen Verpflichtungen nachkommen.«

»Ich bin davon überzeugt. Aber Sie hatten bei dieser Operation sehr viel gewagt.«

»Ich hatte die Speculation nicht unternommen, sondern Boudinet, der mich betrogen hat. Ich hatte freilich Unrecht, ihm unbedingt zu trauen und die Kaufordre ungelesen zu unterzeichnen. Ich werde für meine Leichtgläubigkeit gestraft. Es ist eine bittere, sehr theuere

Lection. — Adieu, mein Herr, in Kurzem werden Sie die Summe erhalten, die ich Ihnen schulde.«

Der junge Desforgeray begibt sich nach Hause und setzt sich wieder an seinen Schreibtisch, um an seine Großmutter zu schreiben, und dies war vielleicht seine größte Pein, denn er dachte an den Kummer, den er der guten alten Dame, die immer so gut gegen ihn gewesen, durch seine Unbesonnenheit verursachen mußte. Endlich faßt er Muth und schreibt in aller Eile folgenden Brief:

»Liebe gute Mutter, verzeihe deinem Sohne, der so unbesonnen war zu spielen, weil er nach großem Reichthum strebte. Verzeihe ihm, denn er schwört Dir, daß er sich ganz gebessert hat und nicht mehr so leichtsinnig handeln wird. Er schwört es Dir bei dem Andenken seines Vaters. Ich schulde einem Wechselagenten siebzigtausend Francs: es ist eine Ehrenschuld, und deshalb leidet die Bezahlung keinen Aufschub. Ich bitte Dich dringend, diese Summe von meinem Vermögen zu nehmen. Um jeden Preis muß das Geld in zehn Tagen hier sein; dein Notar, der dein Freund ist, wird Dir behilflich sein, dasselbe aufzutreiben. — Ich mache Dir vielen Kummer; aber sei überzeugt, daß dies meine größte Strafe ist.«

Anatol trägt den Brief selbst zur Post, um der schleunigen Beförderung gewiß zu sein. Dann macht er einen Spaziergang in die Nähe des Hotel Barvilliers; aber er geht nicht hinein, er denkt:

»Wenn mein Mißgeschick bekannt wird — und solche Dinge werden immer bekannt — so wird ihr Vater mich nicht mehr sehen wollen, und sie wird glauben, daß ich mein Versprechen nicht gehalten habe. Sie wird mich verachten

und mir nicht mehr gut sein. — Ach, jetzt habe ich gar keine Hoffnung mehr, sie jemals mein zu nennen.«

IV.

Der dritte Freund.

Acht Tage sind nach diesem Vorfalle verflossen. — Es ist eilf Uhr Vormittags, Anatol ist noch zu Hause; seit dem traurigen Resultate seiner Börsenoperation, zu welcher er sich durch den dicken Boudinet hatte verleiten lassen, ist er immer traurig, nachdenklich und für keine Unterhaltungen mehr empfänglich. Der Gedanke an Adeline von Barvillier ist sein einziger Trost, und auch diese Freude wird ihm verbittert, denn wie schwärmerisch er sie auch liebt, so wagt er doch nicht mehr vor ihr zu erscheinen.

In dieser Stimmung findet ihn Victor Hermelange, der trillernd in sein Zimmer kommt und ihm zuruft:

»Da bin ich, lieber Freund. Sie müssen geglaubt haben, ich sei des Todes verblichen, denn seitdem ich Ihnen die kleine Hermine zugeführt, haben Sie mich nicht wieder gesehen. Aber Sie müssen wissen, daß ich einen Abstecher nach England gemacht habe. Ich bin nämlich einer reizenden Lady, der Erbin eines großen Namens und eines unermeßlichen Vermögens, nachgereist. Sie war ganz vernarrt in mich, so lange als sie in Paris war; aber in ihrem Nebellande verlor sie bedeutend an Liebenswürdigkeit. Sie wollte einen John Bull aus mir machen und mir verbieten, Sonntags das Klapphorn zu blasen. Sie müssen

wissen, daß ich mich zum Hornvirtuosen ausbilde; ich habe es ohne Unterricht gelernt; es kann mir in meinen alten Tagen gute Dienste leisten, man weiß ja nicht, was sich ereignen kann. — Da mir die Sache langweilig wurde, so verließ ich England und kehrte in unser schönes Heimatland zurück, wo wir auf dem Klapphorn blasen können, so viel wir wollen. Es ist doch nirgends besser als in Paris. Ich will nicht mehr reisen. Was hat man davon? Wenn man weit von Paris entfernt ist, so ist der Gedanke an die Rückkehr das größte Glück. Meinen Sie das nicht auch? — Aber Sie sehen ja so ernsthaft, ja traurig aus. Was ist Ihnen denn geschehen? Ich erkenne meinen muntern, lustigen Trüffelbruder gar nicht wieder. Sagen Sie, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? Ist Ihnen Olympia untreu geworden?«

Anatol antwortet achselzuckend:

»Gott sei Dank, ich habe Olympia schon lange nicht gesehen. Diese Erinnerung beschäftigt mich nicht.«

»So! Das ist etwas Anderes. Aber schön ist sie doch und ganz zur Liebe geschaffen. Man kann freilich nicht immer bei einer und derselben bleiben; in der Veränderung, in dem Wechsel liegt das Glück. — Sie sagen ja gar nichts? Sind Sie etwa in allem Ernst verliebt?«

»Vielleicht; ich denke über die Liebe anders als Sie.«

»Wirklich! Sie kommen mir vor wie ein Ritter von ehedem, wo man mit Schwert und Lanze für die Holdseligkeit und Tugend einer Prinzessin einstand. Man war vor Zeiten sehr in der Cultur zurück. Ha, ha, die Keuschheit einer Dame sollte von einem mehr oder minder geschickt geführten Lanzenstich abhängen! — Nun, Sie lachen

nicht mit mir? Dann wollen wir lieber von Geschäften sprechen. Haben Sie die kleine Hermine, Ihre Cousine, während meiner Abwesenheit wieder gesehen?«

Anatol, der keineswegs zum Lachen aufgelegt ist, antwortet mit einem finstern Blick:

»Welche Hermine meinen Sie?«

»Wie! Welche Hermine? Natürlich die, welche ich Ihnen zugeführt habe. Andere kenne ich nicht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie Ihre Cousine ist. Sie haben sie durch Ihre Fragen eingeschüchtert; sie hat Ihnen verkehrte Antworten gegeben, sie wußte nicht mehr, was sie sagte. Sie sprachen von einem Porträt, von Briefen; ein vierjähriges Kind kann den Plunder verloren und vergessen haben. Als wir fortgingen, sagte sie selbst zu mir: »Ich weiß nicht, was ich dem Herrn geantwortet habe; er schien mich für eine Lügnerin zu halten, und das hat mir sehr wehe gethan.« Ich beruhigte sie und machte ihr begreiflich, daß Sie keineswegs die Absicht gehabt, sie zu beleidigen, und Sie würden ihr gewiß bald das ihr zukommende Vermögen verabfolgen.«

Anatol hat den langen Victor nicht unterbrochen, er sieht ihn scharf an. Als der junge Desforgeray schweigt, fügt jener erstaunt hinzu:

»Nun, Sie antworten ja nicht, lieber Freund. Woran denken Sie denn?«

»Ich denke, daß Sie wahrscheinlich die Besorgniß des Mädchens nicht getheilt haben.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragt Victor betroffen.

»Ich habe Sie angehört, ohne Sie zu unterbrechen;

ich wollte sehen, wie weit Ihr Erfindungs- und Lügentalent geht. Sie haben meine Erwartung übertroffen.«

»Was bedeutet das?«

»Ich habe die Geduld gehabt, Sie anzuhören; lassen Sie mich nun auch ausreden. Das junge Mädchen, welches Sie mir vorgestellt, ist nicht meine Cousine, und Sie wissen es recht gut, denn Sie haben ja die ganze Intrigue angezettelt. Sie hat nie den Namen Hermine geführt; sie heißt Titine Blainchaud; sie kannte mich nicht und es wäre ihr gar nicht in den Sinn gekommen, sich mir vorzustellen, wenn Sie sie nicht aufgesucht und durch glänzende Versprechungen bewogen hätten, die Rolle meiner Cousine zu spielen. Sie haben ihr gesagt, es sei sehr leicht mich zu betrügen, man könne mir Alles aufbinden, kurz, ich sei ein Tropf. Ich danke Ihnen schönstens für die Meinung, die Sie von mir haben. Und ich habe diesen Namen wirklich verdient, als ich an Ihre und Ihrer saubern Sippschaft aufrichtige Freundschaft glaubte.«

Victor, der Anatol mit häufigen Zeichen der Ungeduld zugehört hat, erwiedert auffahrend:

»Genug! genug! Es bedarf dieser weitläufigen Erklärungen nicht. Ich sehe wohl, daß Sie mit Titine gesprochen haben. Nun, es ist gut, der Schwank ist zu Ende.«

»Nein, die Sache ist noch nicht abgethan,« entgegnet Anatol sehr ernst. »Ich würde vielleicht nicht mehr daran gedacht haben, wenn Sie diese Angelegenheit nicht wieder zur Sprache gebracht und nicht von Neuem Lüge auf Lüge gehäuft hätten, um mich zu überreden, daß diese Titine wirklich meine Cousine sei. In welcher Absicht haben Sie so gehandelt?«

»Darüber habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben. Wissen Sie wohl, Kleiner, daß Sie einen Ton annehmen, der mir sehr mißfällt und den ich bei Niemand dulde. Legen Sie daher dieses hochfahrende Wesen ab, ich könnte Ihnen sonst eine andere Lection geben, an welche Sie noch lange denken würden.«

»Ha! Sie wollen wohl gar drohen? In Ihrem Zorne über das Mißlingen Ihres Schurkenstreiches wollen Sie mich einschüchtern; aber Sie irren sich, dieser Plan wird Ihnen so wenig gelingen wie der andere.«

»Schweigen Sie, kleiner Knirps, oder ich maulschellire Sie!«

Victor war bei diesen Worten aufgestanden und mit drohender Geberde auf Anatol zugetreten. Aber dieser stürzt blitzschnell auf den großen Pflastertreter los und gibt ihm eine tüchtige Ohrfeige.

Der Schwindler ist anfangs ganz verblüfft, denn diese nachdrückliche Abwehr von Seiten Anatols kam ihm ganz unerwartet. Endlich stammelt er mit krächzender Stimme:

»Ah! so ist es gemeint! Ich könnte Ihnen die Maulschelle zurückgeben, aber ich bin kein Freund vom Boxen; es ist auch eine englische Sitte, die mir nicht gefällt. Ich mache Ihnen lieber gleich den Garaus. Und da Sie jetzt so Vieles wissen, so wird es Ihnen vermuthlich einleuchten, daß Sie mir Genugthuung schuldig sind.«

»Ja wohl, das leuchtet mir vollkommen ein. Wollen Sie die Sache sogleich abthun, dann will ich für Waffen sorgen.«

»Nein, wenn ich ein Duell habe, so muß Alles nach

den herkömmlichen Regeln geschehen. Als der Beleidigte habe ich die Wahl der Waffen, und ich wähle Pistolen. Morgen früh um acht Uhr schießen wir uns. Hören Sie wohl?«

»Ja, ich bin zu jeder beliebigen Stunde bereit.«

»Es ist noch der Ort zu bestimmen. Das ist sehr schwierig. Im Bois de Boulogne ist ein Duell nicht mehr möglich; es ist ein öffentlicher Garten, wo jetzt so viele Leute sind, wie auf den Boulevards. Im Park von Vincennes geht's eben so; nur bei der Porte Saint-Mandé finden sich noch einige einsame Plätze. Dort müssen wir uns also einfinden. Es bleibt also bei der Abrede: morgen früh um acht Uhr an der Porte Saint-Mandé. Der Kutscher weiß es, wenn Ihnen der Ort nicht bekannt ist.«

»Ich werde mich pünktlich einfinden, tragen Sie keine Sorge.«

»Ich will es hoffen. — Sie werden zwei Zeugen mitbringen.«

»Zeugen; wozu denn?«

»Es ist einmal so Sitte, man schlägt sich nicht ohne Zeugen. Und überdies ist es nothwendig; wenn ich Sie todt geschossen habe, muß doch Jemand da sein, der Sie in Ihre Wohnung bringt.«

»Wenn wir uns hier auf der Stelle geschlagen hätten, wären die Zeugen nicht nothwendig.«

»Ich sage Ihnen, Sie verstehen das nicht. Ich hingegen weiß, wie Alles vorzubereiten ist. Nach den Duellregeln sollten sich eigentlich meine Zeugen mit den Ihrigen verständigen; allein diese Präliminarien sind überflüssig; Sie haben mich geschlagen, und wenn Sie morgen nicht

rechtzeitig auf dem Kampfplatze erscheinen, so habe ich das Recht, Ihnen an jedem beliebigen Orte in's Gesicht zu speien.«

»Sie müssen sehen,« erwiedert Anatol, »daß ich nicht in der Laune bin, mich beleidigen zu lassen; Sie haben daher nicht zu fürchten, daß ich ausbleiben werde.«

»Es ist gut. Auf morgen also.«

Der lange Victor entfernt sich.

»Also morgen ein Duell!« sagt Anatol nach einer Weile mit einem tiefen Seufzer. »Ich fürchte mich nicht — nein, der Himmel ist mein Zeuge, daß ich keine Furcht habe. Aber wenn meine gute Großmama nach dem Briefe, den ich an sie geschrieben, die Nachricht von meiner Verwundung oder von meinem Tode erhält — mein Gott! So vielen Kummer auf einmal wird sie nicht ertragen können. Sie wird es nicht überlebeu. — Ach, der Gedanke ist schrecklich! Und Alles dies kommt daher, daß ich mich nach meiner Ankunft in Paris zu leichtsinnig mit jungen Leuten befreundet, die mir mit scheinbarer Treuherzigkeit entgegenkamen. Ich konnte nicht ahnen, daß man sich hüten muß vor den Händen, die uns gereicht, vor den Diensten, die uns angeboten werden, vor den freundschaftlichen Worten, die keinen anderen Zweck haben, als uns zu täuschen. Ach, man macht doch recht traurige Erfahrungen, und man muß sie theuer bezahlen! Morgen soll ich Kugeln wechseln mit einem meiner vermeinten Freunde, dem ich mit meiner Börse geholfen habe, den ich gern als meinen Bruder betrachtet hätte; aber er insultirte mich, er hob die Hand, um mich zu schlagen. Ich habe recht gethan, ihn für seine Unverschämtheit zu züchtigen, selbst meine

Großmutter würde es billigen, ich bereue es nicht. — Jetzt will ich Zeugen aufsuchen, da dieselben bei einem Duell nothwendig sind. Aber an wen soll ich mich wenden? Von meinen vier Freunden ist nur noch Armand Bouquinard übrig, und es ist sehr zweifelhaft, ob ich ihn als meinen Freund betrachten kann. Seitdem ich zu Herrn von Barvillier gehe, benimmt er sich auffallend kalt gegen mich, er haßt mich, weil ich ihm zu verstehen gegeben, daß ich die reizende Adeline liebe. Nein, auf ihn kann ich nicht zählen. — Aber Mitonneau! er kann es mir unmöglich abschlagen, und vielleicht kann er einen zweiten finden. Ich gehe zu Mitonneau.«

V.

Ein neuer Freund.

Mitonneau war seit einigen Tagen nicht mehr ausgegangen, weil ihm Madame Alfieri vor dem Passage der Panoramen begegnet war. Er hatte den Versuch gemacht, ihr auszuweichen, aber es war ihm nicht gelungen, denn sie hatte seinen Arm gefaßt und ihn angeredet:

»Endlich finde ich Sie! Ich wünschte Sie schon längst zu sehen, um Sie zu fragen, was Ihnen in Montpellier geschehen, und warum Sie auf einmal unsichtbar wurden, ohne Abschied von mir zu nehmen. Aufrichtig gesagt, Herr Mitonneau, ein solches Benehmen habe ich nicht von Ihnen erwartet, und ich hoffe, daß Sie mir eine genügende Erklärung geben werden.«

Mitonneau hatte mit leeren Ausflüchten geantwortet und war so in Verlegenheit gekommen, daß die schöne Witwe Mitleid mit ihm hatte und erwiederte:

»Ich sehe wohl, daß es Ihnen sehr schwer wird, sich zu rechtfertigen, ich will Ihnen daher Zeit lassen, eine zulässige Entschuldigung zu ersinnen. Hier ist meine Adresse, besuchen Sie mich, und wenn Sie mir einen einigermaßen wahrscheinlichen Grund angeben können, so werde ich Ihnen vielleicht verzeihen.«

Mitonneau hatte die Adresse genommen und der interessanten Witwe versprochen, ihr einen Besuch zu machen.

»Sie ist noch sehr hübsch,« hatte er zu sich selbst gesagt, als er sie verlassen; »diese feurigen Augen — dieses rabenschwarze Haar — und dieser Mund, der so reizend lächelt, daß man ganz närrische Gedanken bekommt! — Ob ich zu ihr gehe? In Paris würde es vielleicht nicht gefährlich sein.«

Dann hatte er einen Blick auf die Adresse geworfen. Madame Alfieri wohnte am Boulevard du Temple. Der Stadttheil war weder entlegen, noch gefährlich. Während Mitonneau noch unschlüssig war, bemerkte er den großen Italiener Spalatro, der ihn scharf und höhnisch ansah. Mitonneau schwankte nun nicht mehr; statt sich zu Madame Alfieri zu begeben, eilte er in sein Hotel zurück und nahm sich vor, eine Zeit lang nicht aus zugehen,um der gefährlichen Dame und ihrem Bravo nicht zu begegnen.

Als er Jemand kommen hört, ruft er:

»Ich bin nicht zu Hause!«

Aber als er seinen jungen Nachbar erkennt, setzt er entschuldigend hinzu:

»Verzeihen Sie, lieber Freund — Sie sind so schnell, so ungestüm hereingekommen.«

»Der Schlüssel steckte,« erwiedert Anatol; »ich glaubte daher, daß es erlaubt sei —«

»Es ist wahr, ich hatte die Unbesonnenheit begangen, den Schlüssel draußen stecken zu lassen, was gewöhnlich nicht geschieht.«

»Ich störe wohl? Sie waren beschäftigt —«

»Ja — oder eigentlich wohl nicht; ich machte eben den Küchenzettel für mein heutiges Diner.«

»Nun, wenn Sie sonst nichts zu thun haben, so können Sie mich wohl anhören. Herr Mitonneau, ich habe Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten —«

»Was! brauchen Sie schon wieder Geld?«

»Nein — aber ich habe ein Duell.«

»Ein Duell! Was! schon wieder ein Duell! Sie haben sich ja erst vor neun Tagen mit Canardière geschlagen! Sie scheinen ein Raufbold zu werden, das ist gar nicht schön.«

»Sie wissen ja, daß der Kampf mit Canardière gegen meinen Willen stattgefunden und daß er mich dazu gezwungen hat.«

»Und Sie wollen schon wieder anfangen? Sie haben ihm ein Auge ausgestochen, wollen Sie ihm jetzt das andere auch durchbohren?«

»Von Herrn Canardière ist gar keine Rede. Ich schlage mich morgen mit einem jungen Manne, den ich anfangs für meinen Freund gehalten; aber er insultirte mich und ich gab ihm eine Ohrfeige. Die Sache kann natürlich nur durch ein Duell beigelegt werden.«

»So! Sie theilen Ohrfeigen aus! Sie sind in Paris wirklich sehr auf Ihre Ausbildung bedacht. Ich gratulire!«

»Ich habe gethan, was ich thun mußte, und ich ersuche Sie um den Freundschaftsdienst, mich als Zeuge zu begleiten und mir wo möglich noch einen zweiten aufzusuchen, denn es ist einmal der Brauch, zwei Zeugen zu haben.«

Mitonneau nimmt eine Hofmeistermiene an und antwortet:

»Nein, junger Mann, nein, lieber Freund, ich mag Ihr Zeuge nicht sein. Gott behüte! Ich kann dieses Duell nicht billigen, ich bin ein erklärter Feind der Duelle. Es ist ja ein Unsinn, heiteren Muthes den Tod zu suchen oder zu geben, als ob man nicht warten könnte, bis der Tod von selbst kommt! Und wenn ich Ihr Zeuge wäre, ich, den man zu Ihrem Mentor bestellt hat, obschon diese Wahl, wie ich gerne gestehe, eine glückliche nicht zu nennen ist, — so würde man sagen: Mitonneau hat das Duell begünstigt, statt es zu verhindern. Das will ich mir nicht nachsagen lassen, und wenn Sie auf meinen Rath einigen Werth legen, so werden Sie sich nicht duelliren.«

»Ich habe Ihnen ja gesagt, Herr Mitonneau, daß es nicht möglich ist, die Sache gütlich beizulegen; Sie wissen, daß ich meinem Gegner eine Ohrfeige gegeben.«

»Das ist besser, als wenn Sie eine bekommen hätten. Er behalte seine Ohrfeige und damit basta!«

»Diesen Rath kann ich nicht befolgen,« entgegnet Anatol; »denn wer, nachdem er eine Ohrfeige gegeben, die

Satisfaction verweigert, ist so feig, als ob er sie empfangen und keine Satisfaction verlangt hätte.«

»Lieber Freund, wenn Sie sich durchaus duelliren wollen, so thun Sie es in Gottes Namen; aber auf mich dürfen Sie nicht zählen, ich kann und will Ihr Zeuge nicht sein.«

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Ja wohl, mein letztes, mein allerletztes; ich werde Ihnen immer dasselbe antworten.«

»Es ist gut, Herr Mitonneau. Ich werde mich an den Besitzer dieses Gasthofes wenden; er kennt mich jetz, und ich hoffe, daß er mir aus der Verlegenheit helfen wird.«

»Ich bezweifle es. Ein Gasthofbesitzer, der die bei ihm wohnenden jungen Leute als Zeuge zum Duell begleitet, würde seinem Hause sehr schaden.«

»Wir wollen sehen. Aber jetzt, Herr Mitonneau, habe ich Sie um eine andere Gefälligkeit zu ersuchen, und diese können Sie mir nicht abschlagen.«

»Wenn's etwa ein anderes Duell für die nächste Woche ist, so können Sie sich die Mühe ersparen; ich schlage es Ihnen wiederum ab.«

»Nein, von einem andern Duelle ist nicht die Rede.«

»Dann lassen Sie hören, ich bin ganz Ohr.«

»Herr Mitonneau, ich muß Ihnen gestehen, daß ich leider auf Zureden eines falschen Freundes —«

»Ihre Freunde scheinen überhaupt falsch zu sein.«

»Ach ja. Ich habe mich also verleiten lassen, an der Börse zu spielen.«

»Was! Sie haben an der Börse gespielt?«

»Und in diesem Augenblicke schulde ich meinem Wechselagenten siebzigtausend Francs.«

Mitonneau macht einen so heftigen Sprung, daß er den hinter ihm stehenden Waschtisch umwirft.

»Siebzigtausend Francs!« ruft er; »ist es möglich!«

»Ja, leider.«

»Und Sie wollen diese Summe von mir borgen? Sie glauben, daß ich sie Ihnen leihen würde? Nein, auf mich dürfen Sie nicht zählen. Erstens besitze ich sie nicht, und, wenn ich das Geld auch hätte, würde ich es Ihnen nicht leihen, denn ich leiste den Spielern so wenig Vorschub, als den Raufbolden. An diesen Grundsätzen halte ich fest, junger Mann.«

»Beruhigen Sie sich, Herr Mitonneau. Ich will kein Geld von Ihnen borgen. Ich habe an meine Großmama geschrieben, und ich bin unbesorgt, in zehn Tagen wird sie mir die Summe schicken.«

»Die arme Madame Desforgeray! wie wird sie es bereuen, Sie nach Paris geschickt zu haben! Aufrichtig gesagt, junger Mann, Sie haben sich hier schlecht aufgeführt.«

»Nein, Herr Mitonneau; ich habe nur schlechte Umgebungen gehabt. Nun, meine Großmama wird mir das Geld schicken. Es ist eine Ehrenschuld, die ich sofort bezahlen will. Aber morgen werde ich mich schlagen; man kann nicht wissen, wie die Sache abläuft, ich kann fallen —«

»Sagen Sie das nicht, lieber Freund! Ich kann es nicht hören, ich bekomme Leibschmerzen.«

»Man muß aber auf Alles gefaßt sein. Für diesen

Fall, Herr Mitonneau, ersuche ich Sie, die an mich kommenden Briefe anzunehmen und zu erbrechen. Ich werde dem Portier den Auftrag geben, sie Ihnen einzuhändigen. Sie werden darin die Summe finden, die ich erwarte, und dieselbe in meinem Namen dem Wechselagenten bringen, dessen Adresse ich Ihnen hier übergebe. Sie versprechen es mir, nicht wahr? Ich will wenigstens einen fleckenlosen Namen hinterlassen.«

Mitonneau, der sich der Thränen nicht erwehren kann, zieht sein Schnupftuch hervor und stammelt:

»Ja, lieber Anatol. O, ich bin ein Wicht, ein gewissenloser Mensch. Jetzt sehe ich es ein. Ich hätte in dieser Stadt, wo Sie keinen Menschen kannten, ein wachsames Auge auf Sie haben und immer bei Ihnen bleiben sollen, um dumme Streiche zu verhindern. Diesen Auftrag hatte mir die gute Dame Desforgeray gegeben; ich hatte es versprochen, aber nicht gehalten. Ich bin also die Ursache des ganzen Unglücks. Hi! hi! das werde ich mir nie verzeihen! hi! hi! hi!«

Anatol sieht sich genöthigt, den schluchzenden Mitonneau zu trösten; er drückt ihm herzlich die Hand und erwiedert:

»Ich zürne Ihnen nicht, mein lieber Herr. Wenn Jemand sich vergangen hat, so bin ich es allein. Machen Sie sich daher keinen Kummer; geschehene Dinge sind ja nicht zu ändern, es muß vor Allem die Ehre gewahrt werden. — O, ich fürchte mich nicht vor dem Duell!«

»Sie sind recht muthig!«

»Für den Fall also, daß mir ein Unglück begegnet,

versprechen Sie mir, mit dem von meiner Großmutter zu sendenden Gelde sofort meine Schuld abzutragen?«

»Ja, ich verspreche es Ihnen — bei meinem Leben, bei dem kostbarsten Gut, das ich besitze.«

»Dann bin ich ruhig, und will sogleich —«

Das Gespräch wird durch ziemlich starkes Klopfen an der Thür unterbrochen.

»Mich dünkt, es hat Jemand geklopft,« sagt Anatol, sich unterbrechend.

»Ich glaube nicht, ich habe nichts gehört.«

»Hören Sie nur — Fußtritte auf dem Gange. Jetzt wird an Ihre Thür geklopft.«

Mitonneau erblaßt; er ist schon gewohnt zu zittern, wenn an seine Thür geklopft wird.

»Ja, ja,« stammelt er; »jetzt ist's bei mir. Wir wollen nicht aufmachen.«

»Warum denn nicht? Wahrscheinlich fragt man nach mir.«

»Glauben Sie? — Nun, da Sie es wünschen, will ich sehen, wer es ist.«

Mitonneau hat sich endlich entschlossen, die Thür aufzumachen. Zu seinem Schrecken erblickt er Canardière vor seiner Zimmerthür. Der alte Raufbold trägt auf dem rechten Auge eine schwarzseidene Binde und sein Hut sitzt, wie immer, auf einer Seite.

»Ich bin's!« sagt der kleine dürre Mann. »Guten Morgen, Mitonneau, ich wollte deinen jungen Nachbar besuchen; aber er scheint ausgegangen zu sein, denn ich habe vergebens an seiner Thür geklopft.«

»Da bin ich,« sagt Anatol vortretend. »Was wünschen Sie heute von mir?«

»Willst Du Dich schon wieder mit ihm schlagen?« fragt Mitonneau mit dem Tone tiefen Bedauerns. »Bist Du denn tobsüchtig, wahnwitzig? Er hat Dir ein Auge ausgestochen, und Du willst Dir das andere auch einstoßen lassen!«

»Schweig, Mitonneau!« antwortet Canardière, sich in die Brust werfend. »Du weißt nicht, was Du sprichst. — Ich will diesem braven jungen Manne heute einen Besuch machen, um mich mit ihm auszusöhnen, ihm die Hand zu reichen und ihm zu erklären, daß er unschuldig ist und gar kein Einverständniß mit meiner Frau gehabt hat. Es ist Alles aufgeklärt. Bricolette, ihre Kammerjungfer, eine hübsche, dralle Brünette, hat einen orangefarbenen Domino getragen; sie hat sich die Erlaubniß genommen, in dieser Verkleidung den Ball im Opernhause zu besuchen und den Namen ihrer Herrin anzunehmen, mit der sie zufällig einige Aehnlichkeit hat. Dadurch ist das Mißverständniß, die Verwechslung entstanden. Meine Gattin hat sich nichts vorzuwerfen, sie ist rein wie Eselsmilch. — Ich habe Jungfer Bricolette zur Thür hinausgeworfen, und Sie, junger Mann, bitte ich um Ihre Freundschaft. Vergessen Sie, was vorgefallen ist. Sie haben mir ein Auge ausgestochen; aber ein Auge bleibt mir doch, und das ist genug. Da Sie unschuldig sind, freut es mich sehr, daß ich Sie nicht verwundet habe. — Schlagen Sie ein, und betrachten Sie mich von jetzt an als Ihren aufrichtigen Freund.«

Anatol reicht seinem nun versöhnten Gegner bereitwillig die Hand.

»Was,« sagt Mitonneau erstaunt, »deine Frau war nicht deine Jungfer, — oder, richtiger gesagt, deine Jungfer war nicht deine Frau!«

»Ich sage Dir, daß mir Eleonore sonnenklar bewiesen hat, daß es unmöglich war, mir Hörner aufzusetzen.«

»Nun, wenn's unmöglich war, so ist ja Alles in der Ordnung. — Gott sei Dank! Du willst Dich nicht wieder mit meinem jungen Freunde schlagen. Er hat ohnedies ein anderes Duell auf morgen, es würde ihm doch zu viel werden.«

»Was! Sie haben auf morgen ein Duell, junger Mann? Ist das wirklich wahr?«

»Ja, Herr Canardière. Und ich bin in Verlegenheit, ich habe keine Zeugen.«

»Sie haben keine Zeugen? — Nun, ich bin ja da, ich stehe zu Diensten, wenn Sie wollen.«

»Ich nehme Ihr Anerbieten mit Dank an. Sie erweisen mir einen großen Dienst.«

»Unter Männern von Ehre versteht sich das von selbst.«

»Aber ich brauche zwei Zeugen.«

»Nun, Mitonneau kann ja der zweite sein.«

»Nein, nein — ich kann nicht!« sagt Mitonneau abwehrend. »Ich habe unserm jungen Freunde schon meine Gründe gesagt.«

»Dann werde ich schon einen andern finden. Sie haben sich um nichts zu kümmern, junger Mann. Ich nehme Bonnardin mit; der läßt sich keine Nase drehen. Er wird sich ein Vergnügen daraus machen, mich zu begleiten, und wenn die Zeugen auch vom Leder ziehen

müssen, so verspreche ich Ihnen, daß wir nicht zurücktreten werden.«

»Hast Du denn den Teufel im Leibe, Canardière? Soll's denn eine allgemeine Paukerei geben?«

»Ich weiß, was ich sage. Laß uns in Ruhe, Du Hasenfuß.«

»Herr Canardière, ich danke Ihnen für Ihre muthigen Absichten; aber ich hoffe, daß die Zeugen nicht nöthig haben werden, sich auch zu schlagen.«

»Nun, Sie können nöthigenfalls auf Bonnardin und mich zählen. — Zu welcher Stunde soll das Stelldichein stattfinden?«

»Morgen früh um acht Uhr, bei der Porte Saint-Mandé.«

»Gut. Um drei Viertel auf sieben werden wir hier sein. Für Waffen und einen Wagen sorgen wir.«

»Mein Gegner hat Pistolen gewählt.«

»Hatte er das Recht dazu?«

»Ja wohl, er ist der Beleidigte.«

»Nun gut, wir bringen Pistolen und Degen mit, man kann sich besinnen.«

»Warum nicht auch Doppelflinten und Säbel?« murrt Mitonneau.

»Adieu, mein junger Freund,« sagt Canardière und reicht Anatol die Hand. »Morgen früh erwarten Sie mich.«

»Adieu, ich danke Ihnen tausendmal für den Dienst, den Sie mir erweisen.«

»Lassen Sie doch! Es macht mir Vergnügen. — Mitonneau, Du gehst jetzt mit mir.«

»Warum denn?«

»Ich will Dich meiner Frau vorstellen, Sacrebleu! Du hast sie noch nicht gesehen. Du gehst mit mir, oder ich fange Händel mit Dir an!«

»Ich gehe mit, lieber Freund — ich gehe mit —«

Dieses Mal sträubt sich Mitonneau weniger, weil er endlich zu wissen wünscht, wie er mit Madame Canardière daran ist. Er entfernt sich daher mit seinem Freunde, und der junge Desforgeray begibt sich wieder in sein Zimmer.

»Da habe ich ganz unerwartet einen neuen Freund bekommen,« sagt Anatol zu sich. »Wir haben auf sonderbare Art Bekanntschaft gemacht. Ich habe ihm ein Auge ausgestochen, und er gibt mir schon Beweise aufrichtiger Ergebenheit. Sonderbar! es scheint fast, als ob man den Menschen Schaden thun müsse, um sie für sich zu gewinnen. — Aber Adeline! ich habe sie seit eilf Tagen nicht gesehen. Die Zeit hat mir recht lange gedauert — und vielleicht werde ich sie nie wieder sehen! — Ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, diese schönen sanften Züge zu betrachten, ihr in die klaren, seelenvollen Augen zu schauen. Zuweilen schien es mir, daß ihr Herz das meinige verstehe. — Ich will ihr einen Besuch machen. Ich werde ihr meine Verstimmung zu verbergen wissen; sie soll meine Seelenpein nicht merken, und wenn sie schon weiß, daß ich einen großen Verlust an der Börse erlitten, so kann ich ihr wenigstens versichern, daß ich dieses Geschäft gemacht hatte, ehe ich ihr das Versprechen gegeben, nicht mehr zu spielen.«

Anatol begibt sich sogleich in die Rue Penthièvre. Vor dem Hôtel Barvillier begegnet ihm Herr Longchamp, der eben herauskommt und ihn lächelnd anredet:

»Ich wette, daß Herr Desforgeray unsern Freund Barvillier und dessen schöne Tochter besuchen will.«

»Ja, es ist wahr.«

»Nun, dann wird's Ihnen gehen wie mir: Sie werden mit der langen Nase abziehen müssen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Unsere Freunde sind abwesend; wie ich soeben höre, sind sie seit zwei Tagen auf dem Lande, zu Pierrefite. — Ich weiß, bei wem sie sind; Madame Dubert hat dort eine Besitzung. Sie erinnern sich — eine dicke Blondine zwischen fünfzig und sechzig, die fast unaufhörlich niest, wenn sie mit Jemand spricht. Eine für die Zuhörer ziemlich unangenehme Gewohnheit. Ich komme immer in Versuchung ihr zu sagen: Madame, wenden sie sich doch gefälligst um! Ich mochte ihr es noch nicht sagen, aber ich werde es thun.«

»Abwesend!« sagt Anatol traurig.

»Ja, aber trösten Sie sich, junger Mann, Sie kommen morgen Abend wieder; Sie werden sie bald sehen, die reizende Sängerin. — Ich glaube, diese Stimme ist Ihnen in's Herz gedrungen. Aufrichtig gesagt, ich begreife es wohl. — Aber ich wollte Madame Latour besuchen, deren Kater die Gicht hat. Ja, die Gicht, wie ein alter Soldat. Ich habe ein Mittel, die Gicht zu heilen. — Auf Wiedersehen, Herr Desforgeray! Es war mir ein Vergnügen, Sie zu sehen.«

Herr Longchamp geht rasch weiter. Anatol hatte sein letztes Geschwätz nicht mehr gehört und die Worte: sie kommen morgen wieder! waren wie ein Weheruf in sein Herz gedrungen. Denn er dachte, daß er vielleicht

nicht mehr da sein würde, wenn sie wieder kämen. Es ist immer sehr peinlich, mit zwanzig Jahren, wo das Leben so viel Reiz und eine so reiche, schöne Zukunft hat, dem Tod in's Angesicht zu blicken. Man mag immerhin Muth und moralische Kraft haben, der unheimliche Gedanke an die Vereitelung aller Hoffnungen und Entwürfe läßt sich nicht verbannen.

Nach einem höchst langweiligen Tage begibt sich Anatol frühzeitig nach Hause und setzt sich an seinen Schreibtisch.

»Ich will an sie schreiben,« sagt er zu sich; »wenn ich falle, soll sie wenigstens wissen, wie unendlich ich sie geliebt; sie soll erfahren, daß mein letzter Gedanke ihr gewidmet war. — Sie wird mich gewiß beklagen, und vielleicht wird sie meiner gedenken. — Ich werde Mitonneau bitten, ihr diesen Brief zu übergeben.«

Anatol fängt einen Brief an; aber er ist nicht damit zufrieden, er zerreißt ihn und fängt einen anderen an. Und noch zehn andere. — Es ist schon spät, und er schreibt noch. Aber der Schlaf hat eine Gewalt, unter welche sich selbst Liebende beugen müssen, und Anatol schläft bei seinen Stylübungen ein.

VI.

Einäugig und lahm.

Zwanzig Minuten vor sieben Uhr wird Anatol, der an seinem Schreibtische eingeschlafen war, durch lautes Klopfen geweckt. Er reibt sich die Augen, und wundert

sich, daß er nicht im Bett liegt. Endlich denkt er an sein Duell, schiebt rasch seine Papiere in eine Schublade und eilt an die Thür.

Canardière erscheint mit einem Herrn, der etwa in seinem Alter, aber groß, gelbbraun, kahlköpfig und sehr stumpfnasig ist, und dabei so stark hinkt, daß er bei jedem Schritte, den er thut, etwas von der Erde aufnehmen zu wollen scheint. Dabei ein ungemein ruhiges, keine Miene verziehendes Gesicht.

»Da sind wir!« sagt Canardière. »Wir finden uns zeitig ein; in Ehrensachen muß man pünktlich sein. — Herr Desforgeray, ich stelle Ihnen meinen Freund Bonnardin vor — einen Mann, der Haar auf den Zähnen hat. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn als solchen kennen zu lernen. Er ist freilich lahm; er hat von einem Dragoner, mit dem er sich auf Säbel geschlagen, einen Hieb bekommen. Aber seit jener Zeit ist er ein sehr gefährlicher Gegner auf den Stich, weil er nie die Stelle trifft, auf die er zielt. Nicht wahr, Bonnardin?«

»Ja, ja, ich falle aus — und falle ein.«

»Ha! ha! er ist ein witziger Kopf; man sieht's ihm nicht an.«

Man sah es ihm wirklich nicht an, denn er hatte eine tiefe Baßstimme und verzog beim Sprechen keine Miene.

»Und überdies,« fährt Canardière fort, »ist Bonnardin ein Stück von einem Chirurgen; er versteht eine Wunde zu behandeln und kann einen Verband anlegen. Dies kann vielleicht von Nutzen sein. — Sie sind bereit,

junger Mann, wie ich sehe. Der Wagen hält vor der Thür und die Waffen sind darin.«

»Ich stehe sogleich zu Diensten, meine Herren,« erwiedert Anatol; »ich habe Herrn Mitonneau nur ein Wort zu sagen.«

»Gehen Sie; wir erwarten Sie.«

Anatol eilt hinaus und klopft. Mitonneau empfängt ihn im Hemde und sagt frohlockend:

»Lieber Freund, sie ist's nicht! Begreifen Sie das? Es war nicht Eleonore — ich meine, Eleonore ist nicht der Orangedomino, mit dem ich soupirt habe. — Ach! ich habe eine unendliche Freude; ich bin nicht zum Verräther an meinem Freunde geworden; ich habe nicht mehr zu fürchten, von ihm in Stücke gehauen zu werden.«

»Herr Mitonneau, ich freue mich mit Ihnen; aber jetzt belieben Sie mich anzuhören.«

»Ja wohl, lieber Anatol, ich bin ganz Ohr. — O, wie glücklich bin ich, daß ich meinem Freunde das nicht angethan habe — obgleich seine Frau sehr verführerisch ist; aber es ist zu gefährlich.«

»Herr Mitonneau, ich habe an eine mir sehr theure Person einen Brief geschrieben —«

»Als ich Madame Canardière erblickte, ward ich so betroffen, daß ich wie ein Einfaltspinsel aussehen mußte; die Dame konnte sich des Lachens nicht erwehren —«

»Hören Sie doch! Ich habe nicht Zeit gehabt, den Brief zu siegeln —«

»Es scheint, daß ich in die Netze der Bricolette gegangen bin. Es wundert mich nicht mehr, daß sie Makrelen und Kaninchen trug.«

»Mein Gott! wollen Sie mich denn nicht anhören?«

»Ja wohl, ich höre ja. — Ein Prachtexemplar, diese Bricolette! Sie hat den Laufpaß bekommen. Madame Canardière wollte sie behalten, aber er war unerbittlich.«

»Herr Desforgeray,« mahnt Canardière, der in der Thür erscheint, »die Stunde vergeht, Sie werden nicht rechtzeitig nach Saint-Mandé kommen.«

»Kommen Sie, meine Herren, ich bin bereit.«

Anatol ist außer sich; aber um die Zeit nicht zu versäumen, entschließt er sich, Mitonneau zu verlassen. Dieser ruft ihm nach:

»Sie können mir's sagen, wenn Sie wieder kommen.«

Die beiden Zeugen sind schon auf der Treppe. Einige Augenblicke nachher sitzen die drei Herren im Wagen und fahren ab.

»Apropos,« sagt Canardière; »Sie haben mich mit der Ursache Ihres Duells noch nicht bekannt gemacht; es ist aber nothwendig, daß wir es wissen.«

»Meine Herren, die Ursache ist eine Ohrfeige, die ich einem Freunde gegeben.«

»Aber warum haben Sie ihn geohrfeigt?«

»Weil ich ihm über eine Betrügerei Vorwürfe machte; er nahm es übel, insultirte mich und hob die Hand, um mich zu schlagen.«

»Und da sind Sie ihm mit der Ohrfeige zuvorgekommen. Das war recht, junger Mann. — Es handelt sich also um eine gegebene und respective empfangene Ohrfeige; die Sache kann nicht gütlich beigelegt werden, nicht wahr, Bonnardin?«

»Nein, ebenso wenig wie die Sehnen an meinem Knie wieder ausgereckt werden können.«

»Und wie heißt Ihr Gegner?«

»Victor Hermelange.«

»Und er hat Pistolen gewählt?«

»Ja.«

»Schießen Sie gut?«

»Nein, sehr schlecht.«

»Diable! weiß er es?«

»Nein, ich habe nie mit ihm einen Scheibenstand besucht.«

»Es wäre mir lieber, wenn er Degen gewählt hätte. Ein Fechter sind Sie freilich auch nicht; aber Sie greifen so feurig und unaufhaltsam an, daß Sie Ihren Gegner ganz verblüfft machen. Ich weiß es aus Erfahrung. Nun, Gott für Alle!«

Man kommt auf den Kampfplatz und steigt aus dem Wagen. In einer Entfernung von etwa hundert Schritten gehen drei junge Männer auf und ab.

»Sie sind schon da,« sagt Anatol; »ich erkenn Victor.«

»Es ist Ihre Schuld und nicht die unsrige,« erwiedert Canardière; »Sie plauderten zu lange mit dem Hasenfuß Mitonneau. Nun, wir sind doch da, es ist noch nichts versäumt.«

Der große Victor hatte zwei junge Laffen bei sich, die ungeheuerliche Cigarren rauchten und die Leistungen einer neuen Tänzerin an einem Boulevardtheater einer eingehenden Kritik unterzogen. Als die drei jungen Leute den Gegner und seine beiden Zeugen ankommen sehen, brechen sie in ein lautes Gelächter aus.

»Ha, ha! das ist zu komisch!« sagt Victor. »Wo mag Anatol seine beiden Zeugen aufgetrieben haben? Offenbar im Invalidenhause. Wahrhaftig, es ist ein Hauptspaß!«

Anatol näherte sich mit seinem einäugigen und seinem hinkenden Begleiter. Das fortwährende Gelächter der Anderen verdrießt Canardière, der schon anfängt zu grollen:

»Was haben die drei Gelbschnäbel zu lachen? Doch nicht über uns! — Wenn ich es wüßte, ich würde ihnen sofort zu Leibe gehen.«

Anatol tritt auf seinen Gegner zu und sagt:

»Es thut mir leid, daß ich später eingetroffen bin als Sie.«

»Nun, es ist nicht zu verwundern,« antwortet Victor; »wie können Sie mit Ihren beiden Invaliden geschwind gehen! — Ha, ha, ha! wo in aller Welt haben Sie denn Ihre Zeugen aufgefischt?«

»Worüber lachen Sie, mein Herr?« fragt Canardière, der ebenfalls auf Victor zutritt.

Dieser lacht ihm ins Gesicht und antwortet:

»Mich dünkt, Sie könnten's wohl errathen.«

»Wie, errathen! Warum sollte ich's denn errathen?

»Könnten Sie mir nicht besser antworten?«

»Lassen Sie mich doch in Ruhe, alter Cupido! Ihre Binde fällt ab.«

»Mein Herr, für diese Beleidigung sollen Sie mir Rede stehen!«

»Ich bitte Sie, Herr Canardière,« mahnt Anatol, »beruhigen Sie sich und schreiten Sie zur Beendigung meiner Ehrensache.«

»Gut, aber ich werde diesen übermüthigen Spötter schon wiederfinden.«

»Wie! Herr Canardière ist's? Der Gemal der schönen Eleonore!« flüstert Victor seinem Gegner zu. »Wahrhaftig, mit dieser Binde, die ihm eine Hälfte des Gesichts bedeckt, hätte ich ihn nicht erkannt.«

»Was sagt er da? Mich dünkt, er hat den Namen meiner Frau genannt?«

»Nein, Sie irren sich,« erwiedert Anatol. »Ich bitte Sie noch einmal, meine Herren, machen Sie ein Ende! Ist dieser Platz nicht gut?«

»Nein, wir könnten hier zu leicht gesehen werden,« sagt Bonnardin. »Folgen Sie mir; ich bin hier bekannt.«

Der hinkende Zeuge geht voran. Victor und seine beiden Freunde fangen wieder an zu lachen, Canardière murrt zwischen den Zähnen:

»Ich werde Euch schon wiederfinden, Ihr dummen Jungen, und Euch das Lachen verleiden.«

Man kommt an einen entlegenen Ort. Bonnardin bleibt stehen und sagt:

»Hier sind wir unbemerkt.«

»Gut,« sagt Victor; »ich habe Pistolen mitgebracht.«

»Wir auch, und da es nicht Sitte ist, sich seiner eigenen Waffen zu bedienen so will ich sie in einen Hut thun und mit meinem Schnupftuch bedecken; Sie nehmen dann auf's Gerathewohl. Sind Sie damit einverstanden, meine Herren?«

»Wie! was?« fragen die beiden Zeugen Victors; aber dieser antwortet:

»Ja, ja — so ist's recht. Und ich habe den ersten Schuß. — Beeilen Sie sich! Ich frühstücke um zwölf Uhr mit einer liebenswürdigen Schönen.«

»Ich werde Dir den Appetit schon vertreiben,« murrt Canardière.

Unterdessen ladet Bonnardin die Waffen, legt zwei Pistolen in seinen Hut und bedeckt sie mit seinem Schnupftuch.

»Wie viele Schritte?« fragt einer der Dandies.

»Fünfzehn,« sagt Canardière; »es ist nicht zu weit, wenn man schießen kann.«

»Gut,« erwiedert Victor; »ich stelle mich hier auf. Wer wird die Schritte abmessen?«

»Ich,« sagt Bonnardin.

»Was fällt Ihnen ein! Das ist ein schlechter Witz. Läßt sich denn an Ihren Schritten etwas erkennen?«

»Mein Herr, ich hinke allerdings; aber trotzdem kann ich Schritte thun wie alle Leute.«

»O nein, nicht wie alle Leute. Ha, ha, ha! — Ernest, zähle Du die Schritte ab.«

»Siehst Du denn nicht, daß uns diese Zierbengel verspotten?« sagt Canardière zu seinem Freunde, während einer der jungen Leute die Schritte abzählt.

»O ja, ich sehe es wohl.«

»Wirst Du Dir das so ruhig gefallen lassen?«

»Das wäre gegen meine Grundsätze.«

»Nun, das läßt sich hören. Wir werden auch an die Reihe kommen.«

Inzwischen sind die Schritte abgemessen, die beiden Gegner aufgestellt. Jeder hat ein Pistol aus dem Hut ge-

nommen. Dann treten die Zeugen auf die Seite. Anatol wartet ganz gelassen auf den Schuß seines vermeinten Freundes. — Victor hebt den Arm, zielt einige Secunden und schießt. Anatol sinkt zu Boden. Die Kugel ist ihm in die Seite gedrungen.

Canardière und sein Freund eilen zu dem jungen Desforgeray, der lautlos niedergesunken ist und lächelnd sagt:

»Wie es scheint, brauche ich nicht zu schießen.«

Bonnardin öffnet ihm schnell die Kleider, um die Wunde zu sehen. Victor tritt ebenfalls vor und schaut.

»In der Seite,« sagt er; »das ist nicht gefährlich. Ich war ihm diesen Denkzettel schuldig.«

Dann winkt er seinen Freunden, ihm zu folgen und entfernt sich schnell mit ihnen, ohne Canardière zu antworten, der ihm nachruft:

»Wir werden uns wieder sehen! Wir haben noch ein Wörtchen mit einander zu reden.«

Der Verwundete, durch den starken Blutverlust ermattet, schließt die Augen und scheint ohnmächtig.

»Nicht gefährlich!« wiederholt Bonnardin, indem er sein Schnupftuch auf die Wunde legt und mit einer Binde befestigt. »Das ist noch nicht gewiß. Und die Kugel steckt noch darin. — Canardière, laß den Wagen kommen, während ich unserm Verwundeten den Kopf halte.«

Canardière eilt so schnell davon wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Bald hält der Wagen neben dem Verwundeten, der in völlig bewußtlosem Zustand hineingebracht wird. Der Einäugige und der Lahme setzen sich

zu ihm und halten ihn so, daß er nicht gerüttelt wird. — So bringen sie ihn in seine Wohnung.

Mitonneau fällt in Ohnmacht, als er seinen jungen Nachbar in diesem Zustand erblickt.

»Hasenfuß!« sagt Canardière unwillig. »So hilfst Du den Verwundeten! Zum Glück sind wir da. — Diese Memme ist nicht einmal im Stande, einen Wundarzt zu holen!«

»Ich habe schon zu einem Arzt geschickt,« sagt der Herr vom Hause; »Sie können versichert sein, daß Herr Desforgeray hier so gut gepflegt wird wie in seiner Familie.«

»Ich bezweifle es nicht, mein lieber Herr,« erwiedert Canardière. »Er ist ein braver junger Mann, und es würde mir unendlich leid thun, wenn er an dieser Wunde stürbe. — Bonnardin, Du schüttelst den Kopf; Du bist nicht ruhig. Sprich doch!«

Der Lahme schüttelt den Kopf und erwiedert:

»Wir müssen es abwarten.«

VII.

Geschwätz und Neugierde.

Dem herbeigerufenen Chirurgen ist es gelungen, die in der Wunde steckengebliebene Kugel herauszuziehen; aber diese Operation ist sehr schmerzhaft gewesen, und Anatol, der wieder zum Bewußtsein gekommen war, ist

wieder ohnmächtig geworden, nachdem er seine noch bei ihm gebliebenen Secundanten angelächelt. Der Arzt hält die Wunde nicht für lebensgefährlich, aber der Zustand des Kranken erheischt die sorgsamste Pflege, der bedeutende Blutverlust hat ihn sehr geschwächt; er braucht eine Wärterin, die ihn nicht verläßt, ihm das Reden verbietet, und jede Gemüthsbewegung verhütet.

Mitonneau, der ganz allein — weil ihm Niemand beigestanden — wieder zur Besinnung gekommen ist, schleicht sich in Anatols Zimmer, und als er den leichenblassen, regungslosen Kranken auf dem Bett liegen sieht, fängt er so laut an, zu jammern und zu schluchzen, daß ihn Canardière zur Thür hinausschiebt, und ihm draußen eine leise, aber nachdrückliche Strafpredigt hält:

»Du solltest nur in deinem Zimmer bleiben, wenn Du bei dem Kranken nichts Anderes zu thun weißt.«

Erst als eine Wärterin vor dem Bette des Verwundeten Platz genommen, und von dem Arzte ihre Weisungen erhalten hat, entschließt sich Canardière, mit seinem Freund Bonnardin fortzugehen.

»So lange der junge Mann in Gefahr ist,« sagt er, »werden wir täglich kommen; ich Vormittags und Bonnardin Abends. Vor Allem muß der Hasenfuß Mitonneau zur Thür hinausgeworfen werden, wenn er sich wieder erlaubt, hier zu plären.«

Sechs Tage liegt Anatol in heftigem Fieber und phantasirt; er spricht unaufhörlich von der Summe, die er an der Börse verloren; von dem Gelde, das er erwartet, von Adeline Barvillier, von seiner Liebe und seinem Duell; denn die Wunde ist nicht die einzige Ursache seiner

Krankheit, und alle Ereignisse, welche vor der Verwundung stattgefunden, tragen nicht wenig zur Verschlimmerung des Fiebers bei. Aber am siebenten Tage läßt das Fieber nach, der Kranke wird ruhiger, und der Arzt bürgt für sein Leben.

Canardière und Bonnardin, die den Verwundeten fast gar nicht verlassen haben, beantworten diese Versicherung mit einem lauten Ausruf der Freude. Anatol, der die bekannten Stimmen hört, schlägt die Augen auf; er erkennt seine beiden Secundanten, lächelt sie an und möchte sprechen; aber Canardière tritt an sein Bett und sagt abwehrend:

»Sie dürfen noch nicht sprechen, der Arzt hat es verboten. Sie sind sehr krank gewesen, aber jetzt ist keine Gefahr mehr.—Man bürgt für Ihre Genesung, aber nur unter der Bedingung, daß Sie sich noch einige Tage vollständig ruhig verhalten; dann können Sie mit Ihren Freunden plaudern und lachen. Reichen Sie mir und Bonnardin die Hand. Damit muß es für jetzt sein Bewenden haben. Und Sie, Wärterin, müssen nicht zugeben, daß er spreche.«

Sobald der Kranke außer Gefahr ist, erhält Mitonneau die Erlaubniß, in sein Zimmer zu kommen. Anatol gibt ihm einen Wink, und als Jener vor dem Bette steht, fragt der Kranke leise:

»Der Brief — das Geld?«

»Es ist noch nichts angekommen,« antwortet Mitonneau.

»Wie viele Tage bin ich denn im Bett?«

»Es ist heute der achte Tag. Aber Sie sind gerettet,

völlig gerettet — es müßte denn ein Rückfall kommen. — Ach! Sie waren sehr krank, und es that mir so weh, daß man mir verbot, Sie zu besuchen.«

Anatol schließt die Augen und seufzt, denn es quält ihn, gar keine Antwort von seiner Großmutter zu erhalten.

Mitonneau geht sogleich wieder fort, um dem Kranken keinen Anlaß zum Sprechen zu geben.

Vor der Thür findet er Armand Bouquinard, der eben zu Anatol gehen will. Aber Mitonneau hält ihn auf und fragt:

»Sie wollen zu meinem Nachbar, dem jungen Desforgeray?«

»Ja wohl. Ist er etwa abwesend? Ich bin heraufgekommen, ohne mit dem Portier zu sprechen.«

»Nein, er ist nicht abwesend; aber eigentlich ist er doch nicht zu Hause.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich meine, daß ihm der Arzt die vollständigste Ruhe verordnet, und insbesondere das Sprechen streng verboten hat, sonst könne er für seine Genesung nicht bürgen.«

»Ist er denn krank gewesen?«

»Ja wohl, sehr krank — in großer Gefahr.«

»Was für eine Krankheit hat er denn gehabt?«

»Einen Pistolenschuß in der Seite.«

»Wie! Anatol liegt an einem Pistolenschuß darnieder?«

»Ja wohl, er hat die Wunde in einem Duell bekommen.«

»So! er hat ein Duell gehabt?«

»Haben Sie es denn nicht gewußt?«

»Nein.«

»Der arme Junge — er hat ein hitziges Fieber bekommen. Sechs Tage hat er unaufhörlich phantasirt. Sein Zustand wäre wohl nicht so gefährlich geworden, wenn er nicht seit einiger Zeit so viel Unglück gehabt hätte.«

»So! er hat seit Kurzem Unglück gehabt?«

»Das will ich meinen! Siebzigtausend Francs, die er an der Börse verloren, sind keine Kleinigkeit.«

»Was muß ich hören! Anatol spielte an der Börse?«

»Ja wohl — und schuldet siebzigtausend Francs.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Er hat mich ja beauftragt, diese Summe seinem Wechselagenten auszuzahlen, sobald seine Großmutter sie ihm schickt. Aber die Gelder bleiben lange aus. Es ist eine bedeutende Summe, die nicht so leicht aufzutreiben ist.«

»Ich bin ganz erstaunt. Aber Anatols Einkommen wird dadurch sehr vermindert.«

»Das ist wahr, etwa um die Hälfte. Es ist sehr fatal, um so mehr, da er ein Mädchen von hohem Stande zu lieben scheint.«

»Hat er es Ihnen gesagt?«

»Er hat mir's nicht ausdrücklich gesagt; aber in seinen Fieberphantasien nannte er sehr oft den Namen Adeline von Bor — von Bar —«

»Von Barvillier?«

»Ja, ganz recht. — Sie kennen dieses Fräulein?«

»O ja, sehr genau.«

»Dann können Sie ihr wohl einige Worte zu Gunsten meines armen Anatol sagen.«

»Ich werde nicht ermangeln, verlassen Sie sich darauf.«

»Er muß sie zum Rasendwerden lieben. Er phantasirte unaufhörlich von ihr. »Adeline! theuerste Adeline!« sagte er, »ich schwöre Ihnen, daß ich nicht mehr gespielt habe; es war vorher — ich werde alles ehrlich bezahlen. Aber sagen Sie Ihrem Vater nichts davon — ewige Liebe — noch einen Blick aus Ihren schönen Augen — es sind siebzigtausend Francs. — O, wie schön sind Sie!« — Und so sprach er immerfort.«

»Ich verstehe, was er meinte.«

»Ich glaube, daß der Vater des Fräuleins eine schlechte Meinung von ihm haben würde, wenn er wüßte, daß er an der Börse gespielt und verloren hat.«

»Finden Sie nicht, daß der Vater Recht haben würde?«

»Streng genommen, ja; aber man muß billig denken. Der junge Desforgeray hat Ehrgefühl, er wird Alles bezahlen, was er schuldig ist. Das lange Ausbleiben des Geldes quält ihn und verzögert seine Heilung. Wie viele junge Leute in seinen Jahren denken wohl an die Bezahlung ihrer Schulden? Es gibt sogar ältere, die nie bezahlen, was sie schuldig sind.«

»Adieu, mein Herr, in einigen Tagen werde ich wiederkommen und den armen Anatol besuchen. Glauben Sie, daß er dann sprechen darf?«

»O ja, in drei bis vier Tagen wird er gewiß im Stande sein, zu sprechen. — Ich bitte Sie, mein lieber Herr, vergessen Sie nicht, bei dem Fräulein ein gutes Wort für Anatol einzulegen. Eine zeitgemäße Fürsprache

vermag oft viel. Und seine Lage verdient wirklich lebhafte Theilnahme: er hat einen großen Verlust erlitten, ist schwer verwundet, hat ein Duell gehabt — sogar zwei; denn acht Tage vorher hatte er mit einem Freunde von mir gekämpft und ihm ein Auge ausgestochen.«

»Wirklich! er ist also auch ein Raufbold geworden?«

»O, er hat keine Händel angefangen, man hat ihn zum Zweikampf genöthigt.«

»Sie können unbesorgt sein,« erwiedert Armand, »ich werde mir Alles merken, was Sie mir über Anatol gesagt haben, und wenn es möglich ist, werde ich mit dem Fräulein von Barvillier sprechen.«

»Schön, ich werde ihm sagen, daß Sie da gewesen sind. Aber ich weiß Ihren Namen nicht.«

»Armand Bouquinard.«

»Ich werde mich Ihrer erinnern.«

»Ich empfehle mich Ihnen.«

Armand entfernt und Mitonneau reibt sich die Hände, denn er glaubt seinem jungen Freunde einen großen Dienst erwiesen zu haben.

Den andern Morgen kommt ein Brief von der alten Madame Desforgeray aus Montpellier mit einer Anweisung auf siebzigtausend Francs. Mitonneau nimmt den Brief in Empfang, und nachdem er ihn erbrochen, begibt er sich eilends zu Anatol, der sich viel besser befindet.

»Vivat!« ruft er dem Kranken zu und zeigt ihm die Anweisung. »Lieber Freund, die gewünschte Summe ist angekommen!«

Anatols Augen leuchten vor Freude.

»Die gute Großmama!« lispelt er; »ich wußte wohl,

daß sie mich nicht in Noth lassen würde. Aber was schreibt sie mir?«

»Ich habe den Brief nicht gelesen; ich fand die Anweisung, das war die Hauptsache, und ich bin herbeigeeilt, um es Ihnen zu sagen.«

»Ich danke Ihnen, lieber Herr Mitonneau. Aber jetzt haben Sie die Gefälligkeit, mir den Brief meiner lieben alten Mama vorzulesen.«

»Sind Sie auch im Stande, den Inhalt des Briefes zu vernehmen? Sie müssen sich wohl auf eine Strafpredigt gefaßt machen.«

»Fürchten Sie nichts, ich befinde mich heute viel besser, und die erfreuliche Nachricht, welche Sie mir gebracht, wird meine Genesung noch beschleunigen. Lesen Sie.«

»Nun, da Sie es wollen, so hören Sie.

»Lieber, armer Anatol.

»Nun, dieser Anfang klingt nicht fürchterlich.«

»Ich bitte Sie, lesen Sie weiter.«

»Lieber, armer Anatol.

»Dein Brief hat mir großen Kummer gemacht, nicht sowohl wegen des großen Verlustes, den Du erlitten als vielmehr wegen des Schmerzes, den Du darüber zu fühlen scheinst. Tröste Dich über deine Verirrung; Du bereuest sie ja und hast mir das feierliche Versprechen gegeben, nicht mehr zu spielen. Du kannst wohl denken, daß ich Dir gern verzeihe und keineswegs gesonnen bin, Dir eine Strafpredigt zu halten. Dieser Verlust vermindert dein Einkommen um ein Bedeutendes; ich hatte gegen fünfzigtausend Francs zurückgelegt, ich schenke sie Dir; der Notar leiht Dir also nur etwa zwanzigtausend.«

»Die liebe Großmama! Sehen Sie, Herr Mitonneau, so hält sie mir eine Strafpredigt!«

»Ich gestehe, daß solche Damen zu den Seltenheiten gehören. — Ich lese weiter:«

»Ich schicke Dir die Summe, welche Du verlangst; bezahle sogleich deine Schuld und denke nicht mehr an den Verlust. Aber sei verständig, und wenn Du deine Cousine in einem Monate nicht gefunden hast, so komm wieder zu mir, mein lieber Anatol, denn Du bist schon sehr lange in Paris, und ich sehne mich nach Dir.«

»Eine vortreffliche Dame!« setzt Mitonneau hinzu, als er den Brief zu Ende gelesen. »Eine solche Frau möchte ich finden — nur jünger müßte sie sein. Was für eine Cousine meint sie denn?«

»Es ist eine Person, die wir gerne finden möchten; wir glaubten, daß sie in Paris sei. Aber jetzt, da das Geld angekommen ist, muß ich Sie an Ihr Versprechen erinnern.«

»Gut, ich gehe sogleich zu dem Wechselagenten, dessen Adresse ich habe, und bezahle Ihre Schuld.«

»O, ich danke Ihnen tausendmal!«

»Apropos, gestern kam ein Freund von Ihnen, um Sie zu besuchen.«

»Ein Freund von mir?«

»Ja, ein junger Mann.«

»Ich wüßte nicht, daß ich unter jungen Leuten noch einen Freund hätte.«

»Wenn ich nicht irre, heißt er Armand Bouquinard. Ja, ganz richtig, diesen Namen hat er genannt.«

»Aha! der vierte Trüffelbruder.«

»Sie haben Freunde, die mit Trüffeln handeln?«

»Ich werde es Ihnen erzählen; aber jetzt bitte ich Sie —«

»Ich verstehe. Ich eile zu dem Wechselagenten.«

Anatol ist weit ruhiger, seitdem er die dem Wechselagenten schuldige Summe erhalten hat; er fühlt sich wohler, und Nachmittags empfängt er mit Freude den Besuch seiner beiden Secundanten, welche ihrerseits über die Fortschritte seiner Genesung sehr erfreut sind.

»Jetzt, da ich Sie anhören kann,« sagt Anatol zu Canardière, »erzählen Sie mir doch, wie es mit meinem Duell gegangen ist, denn ich erinnere mich nicht, ich weiß nur, daß ich niedergesunken bin.«

»Es ist sehr gut gegangen, lieber Freund; Sie haben den Schuß Ihres Gegners mit großer Kaltblütigkeit erwartet; leider hat er Sie auf den ersten Schuß getroffen —«

»Ich habe also nicht geschossen?«

»Nein, Sie fielen ja zu Boden.«

»Und was sagte Victor, als er sah, daß er mich verwundet hatte? Hat er wenigstens einige Reue gezeigt?«

»Er? Nicht im mindesten. Er sagte — warten Sie, es wird mir schon beifallen — er sagte, daß er es Ihnen schuldig gewesen sei.«

»Da irrt er sich, er ist mir noch fünfhundert Francs schuldig.«

»Wirklich! Er scheint seine Schulden auf diese Art zu bezahlen. Uebrigens war das Betragen Ihres Gegners und seiner Zeugen sehr unschicklich; statt den Anstand zu beobachten, wie es sich in Ehrensachen geziemt, lachten die

Herren unter einander und sahen uns höhnisch an, nicht wahr, Bonnardin?«

»Ja wohl, Einer fing sogar an zu hinken, wie ich.«

»Und Ihr Monsieur Victor nannte mich einen alten Cupido! Aber sei nur ruhig, Bonnardin, wir werden die Zierbengel schon finden, und dann wollen wir ihnen beweisen, daß wir wenigstens gesunde Hände haben.«

»Ich weiß nicht,« erwiedert Anatol, »wie ich Ihnen danken soll. Man hat mir erzählt, wie sorgsam Sie sich meiner angenommen, welche Theilnahme Sie mir geschenkt, wie Sie mich täglich besucht haben, so lange als ich in Gefahr war. Meine Herren, ich werde nie vergessen, was ich Ihnen verdanke.«

»Diese Schuld, junger Mann, tragen Sie durch Freundschaft ab; denn ich glaube, daß Sie Ihre Schulden auf andere Art bezahlen, als Monsieur Victor.«

Drei Tage verstreichen. Anatol hat den Wechselagenten, dessen Quittung ihm Mitonneau gebracht, vollständig befriedigt. Von dieser Seite beruhigt, denkt er nur noch an die reizende Adeline; er fragt sich, was sie wohl über sein Ausbleiben denken möge; er möchte gern wissen, ob sie an ihn denkt, ob sie verstimmt und unruhig ist, ob sie ihn wiederzusehen wünscht; denn es hatte ihm an Zeit gefehlt, den an sie geschriebenen Brief abzuschicken. Jetzt, da er auf dem Wege der Genesung ist, denkt er, es sei vielleicht besser, von seinem Duell gar nichts zu sagen; er fürchtet, dies könne ihm in der Achtung Barvillier's noch mehr schaden.

Anatol sehnt sich nach der Stunde, wo er Adeline wiedersehen wird; aber obgleich seine Wunde recht gut

heilt, darf er doch nicht hoffen, im Kurze seinem Wohnung verlassen zu können, denn er ist noch sehr schwach uud kann noch nicht aufstehen.

Während er sich seinen schmerzlich=süßen Gedanken hingab, erscheint Armand Bouquinard in seinem Zimmer.

»Nun, wie geht's?« fragt der junge Literat gleich=giltig und wirft sich in ein Fauteuil. »Sie duelliren sich also! Sie sind also ein Raufbold, ein Eisenfresser! Wahr=haftig, es hat mich sehr gewundert, denn ich hätte es nicht in Ihnen gesucht.«

»Ich bin kein Raufbold,« antwortet der Verwun=dete, der sich durch den Ton des jungen Bouquinard schon verletzt fühlt. »Aber die sanftesten Charaktere werden endlich zum Zorn gereizt, wenn man ihre Geduld miß=braucht. Ueberdies hatte mich Victor insultirt, er hatte die Hand gegen mich gehoben, ich mußte mich mit ihm schlagen.«

»Wie, mit Victor haben Sie ein Duell gehabt?«

»Ja wohl. Haben Sie es denn nicht gewußt? Sehen Sie ihn denn nicht mehr?«

»Nein, seit einiger Zeit äußerst selten. Aber wie mir Ihr Freund Mitonneau sagt, haben Sie noch ein anderes Duell gehabt.«

»So! er hat es Ihnen gesagt? Es ist wahr, und das andere Duell verdanke ich Ihrem Freunde Hippolyt d'Ingrande.«

»Was! Sie haben sich auch mit Hippolyt geschlagen?«

»Nein. Er hat sich wohl gehütet, mir in den Wurf zu kommen. Aber seine schändlichen Lügen und Verleum=dungen haben mich gezwungen, gegen einen braven Mann den Degen zu ziehen.«

»Dem Sie ein Auge ausgestochen haben.«

»So, das haben Sie auch erfahren?«

»Und wie es scheint, spielen Sie an der Börse — und haben siebzigtausend Francs verloren.«

»Mein Gott, dieser Mitonneau ist doch ein unverbesserlicher Schwätzer. Was mag ihn bewogen haben, Ihnen alles dies zu sagen?«

»O, solche Dinge werden immer bekannt. Das Spiel ist eine häßliche, gefährliche Leidenschaft.«

»Ich bin keineswegs ein Spieler. Boudinet hat mich durch trügerische Vorspiegelungen dazu verleitet; er versicherte, daß es nur von mir abhänge, steinreich zu werden. Ich hätte ihm kein Gehör schenken sollen, darin habe ich gefehlt; aber ich bezahle diesen Fehler sehr theuer, und Boudinet ist ein gewissenloser Mensch.«

»Sie sollten sich auch mit ihm schlagen. — Doch lassen wir das, ich bin gekommen, um Sie an Ihre Cousine Hermine Clémandon zu erinnern. Sie wundert sich, daß sie Ihren Besuch noch nicht erhalten hat.«

»Sie sehen ja doch, daß ich nicht ausgehen kann.«

»Ja wohl, jetzt; aber vor Ihrem Duell hatten Sie Zeit genug, zu Ihrer Cousine zu gehen, und Sie haben es nicht gethan. Woher kommt diese Nachlässigkeit? Sie sagten, daß Sie sich unendlich freuen würden, Ihre Cousine zu finden; ich entdecke sie, und es ist unmöglich, an ihrer Identität zu zweifeln. Sie heißt wirklich Hermine Clémandon, und was sie Ihnen hinsichtlich der Briefe und des Bildes gesagt hat, mußte Sie vollends überzeugen. Was erwarten Sie jetzt noch, um ihr Erbtheil herauszugeben?«

»Ich erwarte noch überzeugendere Beweise; ich lasse durch bekannte, zuverlässige Personen nähere Erkundigungen einziehen.«

»Wer sind die Personen?«

»Ich halte es nicht für nothwendig, sie Ihnen zu nennen.«

»Sie müssen wissen, Freund Anatol, daß ich mich nicht mit leeren Worten abspeisen lasse. Ich errathe, weshalb Sie auf Ausflüchte sinnen, um diese Angelegenheit in der Schwebe zu lassen. Wenn man siebzigtausend Francs an der Börse verliert, so ist es sehr begreiflich, daß man ein Erbtheil lieber für sich behält, als herausgibt.«

»Herr Bouquinard, Ihre Vermuthung ist beleidigend!« entgegnet Anatol, vor Zorn erröthend; »Sie greifen meine Ehre an, und wäre ich nicht an das Bett gefesselt —«

»So würden Sie mich herausfordern, nicht wahr? Sie scheinen kein anderes Beweismittel zu kennen. — Aber ich schlage mich nicht, ich halte das Duell für unmoralisch, unsinnig; denn sehr oft zieht der, welcher Recht hat, den Kürzern. Es wäre sehr bequem, die Leute aus der Welt zu schaffen, um ihnen keine Rechnung abzulegen.«

»Diesen Vorwurf muß ich von Ihnen hören?« erwiedert Anatol; »Sie glauben, ich würde ein Erbtheil unterschlagen, wenn ich die rechtmäßige Eigenthümerin gefunden; bezahlen Sie doch Ihre Schulden, ehe Sie die Ehrlichkeit Anderer in Zweifel ziehen!«

Armand erröthet, und beißt sich in die Lippen; dann antwortet er:

»Ah, ich verstehe. Sie meinen die lumpigen fünfhundert Francs, die ich Ihnen schuldig bin, wenn ich nicht irre—«

»Sie wissen es nicht gewiß?«

»Ja — ich erinnere mich. Fürchten Sie nichts, ich werde Sie bezahlen.«

»Ich bin ganz ruhig; aber ich glaubte nicht, daß Sie zum Dank für meine Gefälligkeit an meiner Ehre zweifeln würden.«

»Herr Desforgeray, eine Gefälligkeit, die man dem, der sie empfangen, vorwirft, ist eine Beleidigung.«

»Dieser Gedanke,« erwiedert Anatol, »ist für Undankbare sehr bequem.«

»Kurz und gut, ich nehme mich der unglücklichen Hermine Clémandon an; ich thue meine Pflicht, und hoffe, daß Sie die Ihrige thun werden.«

»Sie können ganz unbesorgt sein; sobald ich wieder auf den Füßen bin, werden Sie von mir hören.«

Armand Bouquinard geht fort und Anatol legt sich wieder in seinem Bett zurecht.

»Das war mein vierter Freund!« sagt er, tief aufathmend. »Gott sei Dank, es sind keine andern mehr da!«

VIII.

Der Brief.

Adeline von Barvillier ging unruhig in ihrer Wohnung auf und ab; von Zeit zu Zeit sah sie durch die auf die Straße gehenden Fenster, dann setzte sie sich an's Piano, stand aber bald auf und nahm ihre Stickerei zur Hand,

oder versuchte zu lesen. Alle diese Beschäftigungen behagten ihr nicht, ihre Gedanken waren anderswo.

»Wo Anatol bleibt?« sagte sie seufzend; »er ist noch nie so lange ausgeblieben. Wahrscheinlich hat er neue Bekanntschaften gemacht, und an Lustpartien wird er mehr Gefallen finden, als mit mir zu plaudern und zu musiciren. Und gleichwohl schien er so glücklich zu sein, wenn er bei mir war. Er mochte mir nicht gestehen, daß er mich liebt; aber seine Augen sagten es so deutlich, daß ich es nicht bezweifeln konnte. Anatol kann sich nicht verstellen und nicht lügen, wie alle anderen jungen Männer, die ich in Gesellschaften sehe. Es muß ihm etwas Unangenehmes begegnet sein, denn sonst wäre er gewiß nicht so lange ausgeblieben.«

Die Ankunft des Herrn von Barvillier macht dem Selbstgespräch Adelinens ein Ende. Sie eilt ihm entgegen und fragt:

»Nun, bringst Du mir Nachricht?«

»Von wem denn?

»Von wem! Du weißt es wohl, Väterchen; Du willst mich nur quälen.«

»Du denkst also immer an Anatol?«

»Allerdings; Du weißt ja, daß ich das Recht habe, an ihn zu denken.«

»Das Recht! — Du magst Dich immerhin für ihn interessiren; aber ich habe nicht gesagt, daß Du ihn lieben darfst.«

»O ja, Du bist ganz damit zufrieden, sonst würdest Du mir nicht erlaubt haben, ihn in deiner Abwesenheit zu empfangen und wie einen alten Freund zu behandeln.

— Der arme Anatol; er ahnt nicht, woher die Theilnahme kommt, die ich sogleich für ihn fühlte; er weiß nicht, warum mein Herz so freudig schlug, als man mir bei Madame Belleval sagte: »Dieser junge Mann, den Sie hier zum ersten Male sehen, heißt Anatol Desforgeray.« — Desforgeray! O, wie tief bewegt war ich, als dieser meinem Gedächtnisse so tief eingeprägte Name genannt wurde! Und wie aufmerksam betrachtete ich Anatol, der weit entfernt war, meine Freude zu ahnen. — Und als ich Dir zuflüsterte: Jener junge Mann mit dem offenen, freundlichen Gesicht und dem bescheidenen Anstande ist Anatol Desforgeray; nicht wahr, Väterchen, Du wirst ihn einladen, uns zu besuchen? — Da versprachst Du mir's, und Du hast Wort gehalten. — Er schien sich auch sehr zu freuen, und benutzte sehr schnell die Erlaubniß, uns zu besuchen. Anfangs schien er etwas befangen in meiner Gesellschaft; aber mein freundliches Entgegenkommen machte ihn zutraulich, und dann —«

»Und dann gestand er Dir, daß er Dich liebe?«

»O nein, Vater, er hat mir's nicht ausdrücklich gesagt; aber ich habe es errathen. Und da konnte ich nicht umhin, ihn wieder zu lieben —«

»So! Du konntest nicht umhin?«

»Nein, wahrhaftig nicht, lieber Vater!«

»Liebes Kind, ich habe dein Interesse an dem jungen Manne ganz natürlich gefunden. Aber wenn er auch ein Desforgeray ist, glaubst Du denn, daß ich ihm meine Adeline geben würde, wenn er einen großen Charakterfehler hätte, einem Laster ergeben wäre?«

»O, Anatol hat gar keine Fehler, von einem Laster kann vollends keine Rede sein — ich weiß es gewiß!«

»Du wirst mir erlauben, mir auch Gewißheit darüber zu verschaffen. Und wenn er Dich wirklich liebt, wie Du glaubst, warum ist er denn seit mehr als vierzehn Tagen nicht hierhergekommen?«

»Eben deshalb bin ich unruhig. Er ist vielleicht krank. — Und wir wissen seine Adresse nicht! Er hat sie in meiner Gegenwart gesagt, aber ich habe nicht darauf geachtet. Es thut mir sehr leid, denn Du würdest zu ihm geschickt, und Dich nach seinem Befinden erkundigt haben.«

»Allerdings. Ich will zu Madame Belleval gehen, sie weiß vielleicht, wo Desforgeray wohnt.«

»Auch der junge Bouquinard muß es wissen; aber auch seine Adresse ist uns nicht bekannt.«

»Ist es nicht der Herr, der ihm auch eine Cousine vorgestellt hat?«

»Ja, alle seine Freunde haben ihm eine gebracht.«

»Wahrscheinlich hatten sie sich verabredet.«

»Lieber Vater, ich bitte Dich, erkundige Dich nach Anatol.«

»Ich verspreche es Dir. Vielleicht kommt er noch heute, um deine Unruhe zu beschwichtigen.«

»Ich glaube es nicht. Ich habe eine Ahnung, es ist ihm gewiß ein Unglück begegnet!«

Im Laufe des folgenden Tages kommt Herr von Barvillier zu seiner Tochter. Er sieht ernst, ja traurig aus, und Adeline, welche diese Veränderung in der gewohnten Stimmung ihres Vaters bemerkt, eilt ihm entgegen und sagt:

»Du weißt etwas! Du hast erfahren, warum Anatol nicht kommt. Nicht wahr, er ist krank?«

»Ich habe in der That Nachrichten von dem jungen Desforgeray erhalten,« antwortet Herr von Barvillier mit unzufriedenem Kopfschütteln, »und ich gestehe Dir, liebe Adeline, daß sie keineswegs befriedigend sind und daß dein Anatol viel von meiner Achtung verloren hat. Es thut mir natürlich auch um deinetwillen sehr leid; denn wenn Alles wahr ist, was ich über ihn gehört habe, so ist er deiner Zuneigung nicht würdig.«

»Von wem hast Du diese Nachrichten, lieber Vater?«

»Von dem jungen Bouquinard.«

»Dann sind es Lügen! Dieser Armand Bouquinard ist ein eingebildeter Geck; er kann dem armen Anatol nicht verzeihen, daß ich ihm gut bin.«

»Es ist übrigens leicht zu ermitteln, ob er mir die Wahrheit gesagt hat —«

»Wo hast Du ihn denn gesehen? Woher weiß er, was er Dir gesagt hat? Wie hat er Dir's berichtet?«

»Wenn Du mich ausreden ließest, Adeline, so würdest Du bereits so viel wissen wie ich.«

»Erzähle, Väterchen, ich bin ganz Ohr. Ich schweige.«

»Ich kam von Madame Belleval, welche mir über Anatol keine Auskunft geben konnte und ihn seit sehr langer Zeit nicht gesehen hat. Als ich durch den Tuileriengarten ging, bemerke ich einen jungen Mann, dessen Gesicht mir nicht unbekannt ist; er sah mich ebenfalls an; er grüßt mich und kommt auf mich zu. Es war der junge Bouquinard. Nachdem er sich nach Dir erkundigt, kommt er meinen Fragen zuvor und sagt:

»Wie ich höre, haben Sie einem jungen Kleinstädter, den ich bei Madame Belleval eingeführt, Ihr Haus geöffnet; Sie haben ihn vermuthlich seit einiger Zeit nicht gesehen?«

»Meinen Sie Herrn Anatol Desforgeray?« erwiedere ich. »Es ist wahr, er hat uns schon lange nicht besucht. Aber woraus schließen Sie das?«

»Ich kenne die Ursache,« antwortet er; »sie ist Ihnen wohl nicht bekannt? Und auch von den Streichen des jungen Kleinstädters haben Sie wohl nicht gehört?«

»Nein; es wird mir lieb sein, sie von Ihnen zu erfahren.«

»Im Grunde,« versetzt er, »glaube ich Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen über einen Menschen, den Sie, vielleicht etwas zu voreilig, mit Ihrem Wohlwollen beehrt haben, erbauliche Mittheilungen mache. Ich gestehe, daß ich mich anfangs durch Anatols scheinbare Offenheit und Aufrichtigkeit täuschen ließ; aber seit einiger Zeit lernte ich ihn besser kennen und zog mich fast ganz von ihm zurück.«

»Und was haben Sie Herrn Desforgeray vorzuwerfen?« frage ich.

»O, fast nichts: er ist ein sehr liederlicher Patron, ein Raufbold, ein Spieler, der, um seine Verluste zu ersetzen, kein Bedenken trägt, sich fremdes Gut anzueignen —«

»Das sind sehr schwere Beschuldigungen,« erwiedere ich; »wodurch beweisen Sie dieselben?«

»Es ist kein Geheimniß mehr, Anatol hat gegen hunderttausend Francs an der Börse verloren. Ich weiß

es von seinem Freunde Mitonneau. Man erwartete vergebens die nöthigen Gelder, um dieses Deficit zu decken. Dazu kommt, daß er jetzt an einer Wunde darniederliegt, die er in einem Pistolenduell erhalten; es ist das zweite Duell in einer Woche; in dem ersten hat er seinem Gegner, einem braven Familienvater, dessen Frau er verführt, ein Auge ausgestochen.«

»Das ist ja entsetzlich, Vater!« sagt Adeline, die nicht länger schweigen kann. »Aber es kann nicht wahr sein.«

»Diese Beschuldigungen schienen mir in der That so schwer, daß ich nicht daran glauben mochte. Als ich meine Zweifel zu erkennen gab, erwiedert der junge Bouquinard:

»Wenn Sie mir nicht glauben wollen, Herr von Barvillier, so können Sie sich selbst überzeugen. Gehen Sie zu Anatol; er liegt noch im Bette; seine Wunde ist nicht lebensgefährlich, aber er kann noch nicht aufstehen.«

»Können Sie mir seine Adresse geben?«

»Sehr gerne.« — Er nahm aus seinem Notizenbuche ein Blatt Papier und schrieb mit dem Bleistifte die gewünschte Adresse. — »Ich schreibe Ihnen auch meine Wohnung auf,« fügt er hinzu; »wenn Sie über Anatols Moralität etwa noch andere Auskunft wünschen, so kann ich sie Ihnen geben, und es wird mich sehr freuen, Ihnen gefällig zu sein.«

»Ich nahm die Adressen, dankte dem Herrn — und da bin ich.«

»O mein Gott! er soll hunderttausend Francs an der Börse verloren, er soll einem Manne, dessen Frau er

verführt, im Duelle ein Auge ausgestoßen haben! — Nein, nein, das ist nicht wahr, das hat Anatol nicht gethan. — Hast Du ihn besucht, Vater?«

»Noch nicht. Ich wollte Dir zuerst mittheilen, was ich erfahren.«

»O, geh doch zu ihm — geh geschwind zu ihm! Der arme Anatol ist verwundet, vielleicht sehr krank. Soll ich mit Dir gehen?«

»Nein, mein Kind, das wäre nicht schicklich. Ich will allein gehen; aber sei nur ruhig, ich werde schon ermitteln, was an der ganzen Geschichte Wahres ist.«

»O, dieser Armand! Ich konnte ihn nie leiden — jetzt verabscheue ich ihn!«

»Beruhige Dich, ich gehe zu Desforgeray. Ich hoffe wenigstens, daß er mir aufrichtig die Wahrheit sagen wird, denn in seinem Alter versteht man noch nicht zu lügen, wie in späteren Jahren.«

Seitdem der Verwundete auf dem Wege der Besserung war, hatte er seine Wärterin entlassen. Die Anwesenheit dieser Person langweilte ihn. Ein Kellner kam oft und fragte, ob er etwas brauche, und auch Mitonneau leistete ihm manchmal Gesellschaft.

Herr von Barvillier erscheint in dem Gasthofe, geht die Treppe hinauf, sieht den Schlüssel in der ihm bezeichneten Thür und findet den Verwundeten in tiefem Schlafe. Es war Niemand bei ihm, Mitonneau hatte ihn Vormittags besucht, und der ihn gewöhnlich bedienende Kellner war so eben fortgegangen.

Barvillier betrachtet den jungen Patienten, der sehr

blaß und durch die körperlichen und geistigen Leiden bis zur Unkenntlichkeit verändert ist.

»Der arme Anatol!« sagt Barvillier zu sich. »Die Wunde scheint gefährlich gewesen zu sein. Wie dieses noch vor wenigen Tagen so blühende, heitere Gesicht verändert ist! Er schläft tief; es wäre grausam, ihn zu wecken, denn der Schlaf ist ein Balsam für die Kranken. Ich will warten, bis er erwacht. Ich muß durchaus mit ihm reden und ihn zum Geständnisse der Wahrheit bewegen.«

Während dieses Selbstgesprächs sah sich Adelinens Vater im Zimmer um; er suchte einen bequemen und dem Verwundeten nicht allzu nahen Platz. Vor dem offengebliebenen Secretär, der auch als Schreibtisch diente, stand ein Fauteuil. Er setzt sich und sucht irgend ein Buch oder eine Brochüre, um sich mit Lesen die Zeit zu vertreiben. Als sein Blick auf die unordentlich durcheinanderliegenden Papiere fällt, bemerkt er ein beschriebenes Blatt, welches den Entwurf eines Briefes zu enthalten scheint; er ist schon im Begriffe, dieses Blatt sammt den übrigen Papieren zurückzuschieben, als er auf demselben den mehrmals wiederholten Namen seiner Tochter bemerkt. Es war der letzte Brief, den Anatol am Abend vor seinem Duelle geschrieben, aber nicht beendet hatte, weil ihn der Schlaf übermannt und am andern Morgen die Zeit gefehlt hatte.

Barvillier kann dem Wunsche, den Inhalt dieses Schreibens kennen zu lernen, nicht widerstehen. Der Brief lag offen da, oben standen die Worte: »An Mademoiselle Adeline von Barvillier,« und ein Vater kann sich wohl das Recht anmaßen, zu lesen, was man an seine Tochter

schreibt — wenn diese nämlich nicht emancipirt ist! — Er liest also mit der größten Aufmerksamkeit Folgendes:

»Mademoiselle, verzeihen Sie, daß ich mich erkühne, an Sie zu schreiben; aber morgen bin ich vielleicht nicht mehr am Leben; denn ich habe ein Duell, und ich möchte doch nicht sterben, ohne daß Sie erfahren, wie unendlich ich Sie geliebt. Aus meinen Blicken, aus meiner Befangenheit haben Sie es vielleicht errathen, aber ich hatte nicht den Muth, es Ihnen ganz offen zu erklären; denn ich dachte, daß ich nie das Glück haben würde, Adelinens Hand zu erhalten, und gleichwohl fühlte ich, daß das Leben ohne Sie keinen Reiz für mich haben würde. Der Gedanke, daß Sie zu reich für mich sind, weckte in mir den Wunsch, ein großes Vermögen zu besitzen. Einer meiner sogenannten Freunde versicherte, daß man an der Börse sehr schnell reich werde, ich gab seinen Einflüsterungen Gehör; er erklärte mir, daß er in allen Börseoperationen mein Associé sei. Die beiden ersten Operationen glückten, aber mein Associé behielt das Geld für sich. Diese Gewinne waren freilich sehr unbedeutend. Endlich sagte er zu mir: Wir wollen jetzt eine große Operation machen: verlassen Sie sich auf mich. Ich schenkte ihm leider nur zu viel Vertrauen; ich unterzeichnete einen an den Wechselagenten adressirten Brief, ohne ihn zu lesen. Aber ich schwöre Ihnen, Adeline, es war geschehen, ehe ich Ihnen mein Wort gab, nie mehr zu spielen. Am Ende des Monats zeigte mir der Wechselagent schriftlich an, daß wir siebzigtausend Francs verloren. Ich glaubte, mein Associé müsse die Hälfte dieses Verlustes bezahlen, denn er hatte sich ja die Gewinne angeeignet; aber zu meinem Erstaunen sagte er mir, ich möge

nur unbesorgt sein, die Zeitkäufe seien vom Gesetz nicht anerkannt, wir brauchten nicht zu zahlen. Diese Ausflucht schien mir unredlich; ich sagte es dem sogenannten Freunde, der mich zum Schurken machen wollte, und erklärte ihm, daß ich bezahlen würde. Er verspottete mich und ging fort. Ich schreibe sofort an meine Großmutter, daß ich in einigen Tagen siebzigtausend Francs haben müsse, weil ich den Namen Desforgeray stets in Ehren halten wolle —«

Barvillier unterbricht sich hier und wirft einen gerührten Blick auf den schlafenden Anatol.

»Braver Junge!« sagt er für sich.

Dann liest er weiter:

»Ich bin wegen meiner Schuld ganz unbesorgt, meine Großmama wird mir die Summe schicken, und mein Nachbar Mitonneau wird sie bezahlen, wenn ich's nicht kann.— Jetzt will ich Ihnen Alles mittheilen, was mir begegnet ist, denn man könnte es Ihnen anders erzählen. Ich habe bemerkt, daß die Menschen mehr bösartig als gut sind, und unsere vermeinten Freunde sind in den meisten Fällen unsere Feinde. Diese traurige Erfahrung habe ich zuerst in Paris gemacht. Einer von ihnen sagte einem eifersüchtigen Herrn, ich sei mit seiner Frau auf dem Ball im Opernhause gewesen, und schob durch diese Lüge mir das Unrecht zu, das er selbst begangen hatte. Dieser Herr kam eines Morgens ganz wüthend zu mir; ich war noch im Bett, er wollte gar keine Erklärung von mir anhören und zwang mich zu einem Duell auf Degen! Ich bin kein geschickter Fechter und hatte das Unglück, ihm ein Auge auszustechen. Aber einige Tage nachher kam dieser Herr, der inzwischen seinen Irrthum erkannt hatte, aus freien Stücken zu mir

und bot mir seine Freundschaft an; er hat sich sogar erboten, in dem Duell, das ich morgen mit meinem dritten vermeinten Freunde habe, mein Secundant zu sein. Dieser insultirte mich, weil ich eine Arbeiterin, die er mir zugeführt, nicht als meine Cousine anerkennen wollte. Er hob drohend die Hand gegen mich — da wallte mein Blut auf, und ich gab ihm eine derbe Ohrfeige —«

Barvillier unterbricht seine Lectüre wieder und sagt leise für sich:

»Das war recht! Er hat es sehr gut gemacht. — Doch ich will zu Ende lesen, es sind nur noch einige Zeilen.«

»— Deshalb schieße ich mich morgen mit ihm. — Finden Sie, daß ich Unrecht hatte? Sie sehen, daß ich diese Zweikämpfe nicht gesucht habe. — Ich habe keine Furcht, aber ich bin traurig, wenn ich denke, daß ich Sie vielleicht nicht mehr sehen werde, daß ich nicht weiß —«

Weiter ging der Brief nicht, aber Herr von Barvillier wußte genug. Er legt den Brief zusammen und steckt ihn in die Tasche.

»Dieser Brief kann an seine Adresse befördert werden.«

Dann steht er auf und verläßt behutsam das Zimmer, ohne den Schläfer zu wecken. Aber vor der Thür findet er Mitonneau, der aus seinem Zimmer kommt, um zu sehen, wer bei seinem Nachbarn gewesen ist. Er hatte Herrn von Barvillier dessen vornehme Haltung ihm imponirt, noch nicht gesehen. Er verneigt sich sehr ehrerbietig und fragt ihn:

»Sie haben unsern jungen Patienten besucht?«

»Ja wohl, mein Herr, ich komme soeben von Herrn Anatol Desforgeray.«

»Wie haben Sie ihn gefunden?«

»Ich fand ihn in tiefem Schlafe und mochte ihn nicht wecken.«

»Soll ich ihn wecken? Wir sind gute Freunde.«

»Nein, lassen Sie das! Einen Kranken soll man nicht im Schlafe stören.«

»Sie haben also nicht mit ihm gesprochen?«

»Natürlich, er schlief ja.«

»Wenn Sie ihm vielleicht etwas Wichtiges zu sagen haben —«

»Ich werde es ihm später sagen.«

»Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, wenn ich Ihren Namen wüßte —«

»Nun, wenn Sie so gefällig sein wollen, sagen Sie Herrn Desforgeray, es habe meine Tochter und mich sehr gewundert, daß er uns so lange nicht besucht hatte. Jetzt, da ich die Ursache weiß, belieben Sie ihm zu sagen, daß man ihn, sobald er wieder ausgehen könne, im Hotel Barvillier erwarte und daß man sich sehr freuen werde, ihn wiederzusehen.«

»Im Hotel Barvillier! Mein Herr, Sie sind wohl—«

»Herr von Barvillier, ja wohl. Und Sie sind vermuthlich Herr Mitonneau, der Freund Anatols, in dessen Begleitung er nach Paris gekommen ist?«

»Zu dienen. O, ich habe den jungen Desforgeray sehr lieb, und er hat auch großes Vertrauen zu mir, denn unlängst habe ich für ihn siebzigtausend Francs empfangen und an seinen Wechselagenten bezahlt. Doch diese Angelegenheit ist eigentlich nicht für eine Mittheilung —«

»Es freut mich sehr, Herr Mitonneau, daß ich das

Vergnügen hatte, Ihnen zu begegnen, und ich danke Ihnen verbindlichst für Ihre Bemühungen.«

Diesen Worten folgt eine artige Verbeugung, welche Mitonneau durch einen tiefen Bückling beantwortet.

»Herr von Barvillier!« sagt er, als sich der Besucher entfernt hat. »Ei! das ist ja der Vater der Demoiselle, in die Anatol verliebt ist! — Ich will ihn geschwind wecken; er wird sich sehr freuen, daß dieser Herr dagewesen ist uud gesehen hat, wie süß er geschlafen.«

Mitonneau stürzt in das Zimmer des Kranken und ruft ihm zu:

»Wachen Sie auf, lieber Freund! Ich habe Ihnen eine interessante Nachricht mitzutheilen. Der Vater Ihrer Angebeteten, von der Sie in Ihren Fieberphantasien unaufhörlich sprachen, ist hier gewesen. Herr von Barvillier wollte Sie besuchen.«

Anatol reibt sich die Augen, richtet sich auf und starrt Mitonneau an.

»Was sagen Sie da?« stammelt er; »haben Sie nicht den Namen des Herrn von Barvillier genannt?«

»Allerdings, er war soeben hier.«

»Wie! er wollte mich besuchen?«

»Ja wohl, er hat Sie schlafend gefunden, und er sagte: »Wie hübsch er aussieht, wenn er schläft!«

»Hat er das wirklich gesagt?«

»Oder etwas dergleichen. Seine Tochter und er haben sich recht geängstigt, weil Sie so lange nicht dort gewesen sind; jetzt hat er zu seiner Freude erfahren, daß Sie verwundet sind.«

»Es freut ihn?«

»Ja, weil er weiß, warum Sie ihn nicht mehr besucht haben.«

»Schien er sehr aufgebracht gegen mich zu sein?«

»Aufgebracht! nicht im mindesten. Er sagte vielmehr — warten Sie — ja, ich kann Ihnen seine selbst eigenen Worte wiederholen: »Belieben Sie Herrn Desforgeray zu sagen, daß man ihn, sobald er wieder ausgehen könne, im Hotel Barvillier erwarte und daß man sich sehr freuen werde, ihn wieder zu sehen.« — Ein sehr vornehmer Herr und dabei sehr artig.«

Anatol vernimmt mit Entzücken, daß ihn Herr von Barvillier besucht und den Wunsch ausgesprochen hat, ihn nach seiner Genesung bei sich zu sehen. Er bestürmt Mitonneau so lange mit Fragen, bis er endlich aus dessen Munde Alles erfährt, was Adelinens Vater gesagt hat.

Die innere Zufriedenheit ist die beste Arznei. Dies bewährte sich auch bei Anatol; denn acht Tage später stieg er in einen Wagen und fuhr zu Herrn von Barvillier.

IX.

Die wahre Cousine.

Adeline schreit laut auf vor Freude, als Anatol gemeldet wird, und ihr Vater, der bei ihr ist, sagt zu ihr:

»Da unser Patient geheilt ist, so wollen wir mit seinem vierten Freunde, dem jungen Bouquinard, sofort ins Reine kommen. Ich will ihm sagen lassen, daß ich ihn

zu sprechen wünsche; ich zweifle nicht, daß er auf meine Einladung sogleich erscheinen wird.«

Anatol erscheint schüchtern und fast wie ein Missethäter vor Adeline und ihrem Vater, aber sie empfängt ihn zärtlich lächelnd.

»Endlich!« ruft sie ihm zu; »Sie sind recht lange ausgeblieben. Wir können uns glücklich schätzen, Sie wieder zu sehen.«

Und Barvillier begrüßt ihn mit einem warmen Händedruck.

»Sie sind noch ein bischen blaß,« sagt er; »aber ich sehe mit Vergnügen, daß Sie bald völlig hergestellt sein werden.«

Anatol, durch diesen Empfang zu Thränen gerührt, tritt langsam näher und stammelt:

»Lieber Herr von Barvillier — Mademoiselle — ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich für Ihre Theilnahme bin! Sie waren so gütig, mich zu besuchen, verehrter Herr.«

»Ja wohl. Es ist ja natürlich, sich nach dem Befinden eines Freundes zu erkundigen, wenn er plötzlich ausbleibt.«

»Man wird Ihnen gesagt haben, daß ich in einem Duell verwundet worden. Ich schwöre Ihnen, daß ich diesen Zweikampf nicht gesucht hatte und daß ich wider Willen —«

»Rechtfertigen Sie sich nicht, lieber Freund; es ist nicht nothwendig, wir wissen Alles, was Ihnen begegnet ist; die Ursache Ihres zweiten Duells, in welchem Sie verwundet wurden, so wie des ersten, in welchem Sie

Ihrem Gegner ein Auge ausgestoßen haben; wir wissen, daß Sie siebzigtausend Francs an der Börse verloren und daß Sie diese Summe vollständig bezahlt haben, obgleich man Ihnen den Rath gegeben, es nicht zu thun.«

Anatol ist höchst erstaunt und erwiedert:

»Haben Sie Alles dies von Herrn Mitonneau gehört?«

»Nein, nicht von ihm; ich habe von ihm nur erfahren, daß Sie die zur Befriedigung Ihres Wechselagenten nöthige Summe erhalten hatten, sonst würde ich sie Ihnen mit Vergnügen angeboten haben.«

»O, wie gütig sind Sie! Und Sie zürnen mir nicht?«

»Sie sehen ja, daß wir nicht böse sind!« antwortet Adeline; »aber man hat uns auch gesagt, Sie hätten die Frau des Herrn verführt, mit welchem Sie das erste Duell gehabt. Das ist doch gewiß nicht wahr?«

»Nein, ich schwöre es Ihnen. Ist doch Herr Canardière, obgleich von mir verwundet, aus freien Stücken zu mir gekommen, um mich wegen seines ungegründeten Argwohns um Entschuldigung zu bitten; er hat sich erboten, in dem zweiten Duell mein Secundant zu sein, und ist mir, so lange ich in Gefahr war, nicht von der Seite gegangen.«

»Lieber Anatol,« erwiedert Barvillier, »Sie haben etwas zu leichtsinnig gehandelt; aber ich entschuldige Sie, weil Sie sich ehrenhaft benommen und bewiesen haben, daß Sie zugleich Charakterfestigkeit und ein zartes Gewissen besitzen. Sie sind in der Wahl Ihrer Freunde nicht glücklich gewesen. Es wird Ihnen eine für das ganze Le-

den nützliche Lehre sein. Wenn ich nicht irre, hatten Sie vier Freunde gefunden?«

»Ja; als ich erst einige Tage in Paris war, boten mir vier junge Leute, deren Manieren und Sprache eine höhere Bildung verriethen, ihre Freundschaft an, und um uns enger an einander zu schließen, nahmen sie mich in ihren Verein auf —«

»So! sie waren Mitglieder eines Vereins?«

»Oder vielmehr,« setzte Anatol hinzu, »sie spiegelten es mir anfangs vor; aber später sah ich wohl, daß sie mich verspottet hatten.«

»Welchen Namen führte der Verein?«

»Sie nannten sich Trüffelbrüder.«

Barvillier und seine Tochter können sich des Lachens nicht erwehren, als sie den Namen dieses Vereins hörten, welchem Anatol angehört hatte.

»Ein solcher Verein kann es nur auf Schmäuse und Gelage abgesehen haben,« erwiedert Barvillier, »und ich würde gegen die Bildung einer solchen Gesellschaft nichts einzuwenden haben, wenn sich die Mitglieder auf den Cultus der Trüffeln beschränkten.«

»Sie haben Recht, Herr von Barvillier, und ich würde mich über die Herren nicht beklagen, wenn sie mir blos die Bezahlung der Gastgebote, welche sie so gut zu bestellen wußten, zugemuthet hätten; aber sie haben mit meiner Unerfahrenheit zu argen Mißbrauch getrieben; Hippolyt war die Ursache meines ersten Duells, indem er, um einen eifersüchtigen Ehemann besser zu betriegen, den Argwohn desselben auf mich lenkte. Boudinet hat meine Unwissenheit in Börsenoperationen benutzt, um mich

zu gewagten Speculationen zu verleiten; er nannte sich meinen Associé, so lange als wir gewannen, behauptete aber, ich hätte allein speculirt, als ein Verlust zu decken war, und gab mir den schmählichen Rath, nicht zu zahlen. — Victor endlich ward erzürnt, als ich ihm seinen unverschämten Betrug mit der falschen Cousine vorwarf, und hob die Hand gegen mich — wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß es mir ebenso an Muth wie an Erfahrung fehle. Ich habe ihm das Gegentheil bewiesen. — Es ist nur noch einer übrig, Armand Bouquinard. Er benimmt sich seit einiger Zeit sehr kalt und abstoßend gegen mich; aber ich verzeihe ihm. Hat er mich doch bei Madame Belleval vorgestellt, wo ich so glücklich war, Ihre Bekanntschaft zu machen. — Er hat mir indeß auch eine Person vorgestellt, die nach seiner Versicherung die Cousine sein soll, welche ich suche. Unlängst kam er zu mir; ich lag noch im Bette. Er machte mir Vorwürfe, daß ich die Angelegenheit noch nicht zu dem gewünschten Ziel geführt, und da er erfahren, daß ich eine ziemlich bedeutende Summe an der Börse verloren, entblödete er sich nicht, zu behaupten, daß ich fremdes Gut unterschlagen wolle, um meine Verluste zu decken. Ich gestehe, daß mich diese Beschuldigung empört hat! Ich war im Begriffe, ihn herauszufordern, aber später besann ich mich. Es ist sehr schlecht von Armand, mir einen solchen Betrug zuzumuthen; allein wenn diese Hermine Clémandon wirklich meine Cousine wäre, so würde er doch wohl einiges Recht haben, sich über mein Zögern in der Herausgabe ihres Erbtheiles zu beklagen. — Herr von Barvillier, Ihr Fräulein Tochter

hat mir gesagt, Sie würden die Güte haben, über diese Musiklehrerin Erkundigungen einzuziehen.«

»Es ist schon geschehen, lieber Anatol. Beruhigen Sie sich, Sie haben sich keine Vorwürfe zu machen, und damit Sie Ihren vierten Freund ebenfalls genau kennen lernen, habe ich ihn zu mir bitten lassen. Er wird bald hier sein.«

»Armand kommt hierher?«

»Ja, und es wäre mir lieb, daß Sie hören, was er von Ihnen sagen wird.«

In diesem Augenblicke kommt der Bediente und meldet Armand Bouquinard.

»Gut!« sagt Barvillier und schiebt Anatol in ein Nebenzimmer. »Treten Sie ein, lieber Freund, und lassen Sie die Thür angelehnt; Sie werden Alles hören, was in diesem Salon gesprochen wird, und dann einen beliebigen Gebrauch davon machen. — Geschwind! Und Du, Adeline, bleibst bei mir.«

Anatol thut, was ihm Herr von Barvillier geheißen, und bald tritt Armand in den Salon, wo er Adeline und ihren Vater findet.

Der junge Literat, der sich durch die Einladung ungemein geschmeichelt fühlt, tritt mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit näher; er ist überglücklich, daß man an ihn gedacht. Er verneigt sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn vom Hause, und mit einer zweiten, möglichst zierlichen Verbeugung begrüßt er die schöne Tochter.

»Sie haben mich zu sich bitten lassen, Herr von Barvillier,« beginnt er; »ich beeile mich, Ihrer Einladung

Folge zu leisten. Es wird mich unendlich freuen, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Verfügen Sie über mich.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, Herr Bouquinard,« antwortet der Herr vom Hause und bietet dem jungen Literaten einen Stuhl. »Ja, ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil Sie versicherten, daß Sie mir über den jungen Anatol Desforgeray, seine Lebensweise und Moralität nähere Auskunft geben können. Ich bitte Sie daher, mir ganz aufrichtig zu sagen, was Sie von ihm denken; Sie werden mir dadurch einen großen Gefallen thun.«

Armand frohlockt im Stillen; er hat nun Gelegenheit, seinen Nebenbuhler zu vernichten, und zwar in Adelinens Gegenwart, das ist eine doppelte Freude. Er hat indeß Selbstbeherrschung genug, seine Freude nicht merken zu lassen, und antwortet sogar mit einigem Zögern:

»Herr von Barvillier, es ist allerdings meine Schuldigkeit, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten; aber ich verhehle Ihnen nicht, daß es mir schwer wird, denn Anatol war einige Zeit mein Freund —«

»Aber er ist es nicht mehr.«

»Ich würde lügen, wenn ich das Gegentheil sagte; ich kann nicht mehr der Freund eines Menschen sein, der sich so schlecht beträgt.«

»Bei unserem letzten Gespräch habe ich wohl bemerkt, daß Sie Anatols Freund nicht mehr sind. Fahren Sie fort, Herr Bouquinard.«

»Ich begreife, daß man anfangs durch sein aufrichtiges, offenes Wesen bestochen wird; aber wenn man eine Zeit lang mit ihm umgegangen ist, erkennt man leicht, daß

er weder gesunden Verstand noch Scharfsinn, weder Phantasie noch richtiges Urtheil hat. Er ist, mit einem Worte, ein ganz unbedeutender Mensch. — Seit seiner Ankunft in Paris hat er nur dumme Streiche gemacht; in alle Frauenzimmer hat er sich verliebt und hält sich für unwiderstehlich; seine Händelsucht hat ihn schon in zwei Duelle verwickelt. Alles dies wissen Sie?«

»Ja, wohl.«

»Endlich ist er ein Spieler geworden und hat eine bedeutende Summe an der Börse verloren. Es wäre vielleicht noch zu entschuldigen, wenn ihn die Folgen dieses Verlustes nicht zum Unterschleif verleiteten —«

Hier hört man ein ziemlich starkes Geräusch in dem Zimmer, wo sich Anatol befindet. Armand schweigt und sieht sich erstaunt um; aber der Herr vom Hause beruhigt ihn:

»Es ist nichts. — Die Katze wird etwas umgeworfen haben. Fahren Sie nur fort.«

»Um mich vollkommen zu verstehen, Herr von Barvillier, müssen Sie wissen, daß der junge Desforgeray den Auftrag erhalten hat, in Paris eine junge Cousine aufzusuchen, für die ein Erbtheil von hundertsiebzigtausend Francs bereitliegt. Aber man wußte nicht gewiß, ob diese Cousine noch am Leben, und falls man sie nicht finden würde, sollte dieses Vermögen an Anatol fallen. Er erzählte mir die Geschichte dieser Verwandten, deren Schicksal mich interessirte; ich forschte nach, benutzte die mir gegebenen Anknüpfungspunkte — und so gelang es mir, die Cousine zu finden.«

»So! Sie haben sie gefunden? Wissen Sie es gewiß?«

»Ganz gewiß. Ich führte sie zu Anatol und sagte zu ihm: Hier ist die Person, welche Sie aufsuchen sollten; befragen Sie sie, ziehen Sie Erkundigungen ein, Sie werden sich überzeugen, daß diese Hermine wirklich Ihre Verwandte ist. Das arme Mädchen lebt in sehr beschränkten Verhältnissen; beeilen Sie sich, ihr Vermögen herbeizuschaffen. — Aber dies paßte nicht mehr in den Kram unseres Spielers; er hat sich um seine Cousine gar nicht gekümmert, er will sie gar nicht anerkennen, weil er ihr rechtmäßiges Erbtheil für sich behalten will.«

Anatol kann sich nicht mehr halten, er stürzt aus dem Nebenzimmer hervor, tritt vor Armand hin und sagt laut und nachdrücklich zu ihm:

»Das haben Sie gelogen!«

Armand ist ganz bestürzt.

»Was bedeutet das?« stammelt er.

»Es bedeutet, daß ich im Nebenzimmer war und Alles gehört habe, was Sie von mir sagten. — Ich verzeihe Ihnen, daß Sie mich einen Dummkopf und Einfaltspinsel genannt; ich bin in der That sehr einfältig gewesen, Sie für meinen Freund zu halten. Aber Sie greifen meine Ehre, meine Redlichkeit an, das kann und will ich nicht dulden.«

Armand sieht Herrn von Barvillier an und fragt mit mühsam errungener Fassung:

»Wie! Ihre Einladung war also nur eine Fopperei!«

»Nein, Herr Bouquinard, es ist keine Fopperei; ich

wollte nur eine sehr nothwendige Erklärung herbeiführen. — Hören Sie mich an. Die Person, welche Sie zu Anatol geführt und ihm als seine Cousine vorgestellt haben, ist eine ganz andere.«

»Aber ich habe doch —«

»Lassen Sie mich ausreden. Ich habe soeben die Geduld gehabt, Sie anzuhören, obgleich ich wohl wußte, daß Sie nichts als Lügen sagten.«

»Mein Herr!«

»Ja, nichts als Lügen. Denn wir kennen die wahre Cousine Anatols, und wir werden ihn auch mit ihr bekannt machen. Die Ihrige heißt allerdings Hermine, dies ist ihr Taufname; aber ihr Familienname ist Clémandeau, und nicht Clémandon. Sie haben, durch die Aehnlichkeit des Namens angelockt, dieser Hermine den Rath gegeben, ihre Wohnung zu wechseln und sich fortan Clémandon zu nennen. Sie ließen einige Zeit verstreichen, um sie erst unter ihrem angenommenen Namen Clémandon bekannt werden zu lassen, dann studirten Sie ihr die Rolle ein, welche sie zu spielen hatte.«

»Das ist nicht wahr!« unterbricht Armand; »es ist möglich, daß ich mich geirrt habe; aber diese Demoiselle selbst hat mir gesagt —«

»Ich erkläre Ihnen noch einmal, Herr Bouquinard, daß Sie lügen. Ich bin im Besitze einer schriftlichen Erklärung, welche Ihr ganzes Truggewebe zerreißen wird. Ich gab Ihrer Hermine zu bedenken, wie sträflich sie gehandelt, und bewog sie, diese wenigen Zeilen niederzuschreiben. Hier, Anatol, lesen Sie.«

Anatol nimmt das Papier und liest:

»Ich erkläre, daß mein wirklicher Name Clémandeau ist, und daß Herr Armand Bouquinard mich überredet hatte, die letzte Sylbe zu ändern, weil ich mich dann für die Cousine des Herrn Anatol Desforgeray ausgeben könne; er versicherte, es werde Niemand dadurch beeinträchtigt, weil die wirkliche Hermine Clémandon nicht mehr am Leben sei, und man werde mir eine ziemlich beträchtliche Summe auszahlen. Ich bin so schwach gewesen, den dringenden Zureden dieses Herrn nachzugeben; aber ich bereue es und erkläre hiermit, daß ich keineswegs die Verwandte des Herrn Desforgeray bin.

»Hermine Clémandeau.«

Armand verliert vollends die Fassung, als er diese Erklärung vorlesen hört. Er steht auf, stammelt einige abgebrochene Worte und sucht seinen Hut, während sich die beiden Liebenden, die Mitleid mit ihm haben, von ihm abwenden. Barvillier aber sagt zu ihm:

»Ich rathe Ihnen, Herr Bouquinard, Ihre literarischen Arbeiten wieder aufzunehmen und das Feld der Intrigue zu verlassen; Ihre Erfolge auf demselben würden Ihnen keineswegs zur Ehre gereichen. Man kann schlechte Romane schreiben und doch ein sehr ehrenwerther Mann sein, aber eine schlechte That läßt sich durch den schönsten Styl nicht wieder gut machen.«

Armand entfernt sich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Der Herr vom Hause tritt auf Anatol zu und klopft ihn auf die Schulter.

»Lieber Freund,« sagt er lachend, »Sie haben nun auch Ihren vierten Freund verloren; aber ich glaube, daß

Sie diesen Verlust nicht bedauern und künftig wenig Vertrauen zu den Trüffelbrüdern haben werden.«

»O ja, lieber Herr von Barvillier, ich werde diese Lection gewiß nicht vergessen. Aber als soeben von der falschen Cousine die Rede war, sagten Sie, daß Ihnen die wahre Cousine bekannt sei. Ist es möglich! Sie wissen, daß sie lebt, wo sie wohnt! Ich bitte Sie, machen Sie mich mit ihr bekannt, denn es wird meine Großmutter und mich sehr freuen, sie in den Besitz ihres Erbtheils zu setzen.«

Adeline zieht ein Medaillon aus dem Busen und reicht es dem jungen Desforgeray mit den Worten:

»Hier, lieber Cousin, ist das Bild Ihrer Großmama. Sagen Sie mir, ob es noch ähnlich ist.«

Anatol mag kaum glauben, was er sieht und hört.

»Wie!« stammelt er, »diese Cousine — wäre es möglich! — Doch nein, ich habe wohl nicht recht verstanden.«

»Lieber Cousin, Sie haben sich nicht getäuscht. — Hier sind auch die Briefe, welche Madame Desforgeray an meine arme Mutter geschrieben. O, ich habe die Briefe nicht verloren, sie sind's alle.«

»Ist es wirklich wahr? Sie sind meine Cousine?«

»Sie ärgern sich wohl darüber?«

»O nein, ich bin unendlich erfreut, entzückt. Aber ich begreife nicht, wie es möglich ist.«

»Ich will Ihnen das Räthsel mit wenigen Worten lösen,« sagt Barvillier. »Ich lernte Adelinens Mutter, die liebenswürdige Adeline Desforgeray zufällig in Paris kennen; sie gewann mein Herz, ich erklärte ihr meine Liebe und bot ihr meine Hand an. Angelina, die eben so aufrichtig als schön war, beantwortete meine Bewerbung

durch ein offenes Geständniß ihres Fehltritts; sie erzählte mir die Treulosigkeit ihres Verführers und schilderte den Zorn ihres Vaters, der das Gerücht ihres Todes verbreitet habe. Dieses Geständniß konnte meinen Entschluß nicht ändern. — »Werden Sie meine Gattin,« sagte ich zu ihr; »Ihre Tochter soll die meinige sein; sie wird fortan meinen Namen führen und einst mein Vermögen erben. Ich mache nur zur Bedingung, daß Sie Ihrem Vater, der Sie verstoßen hat, und der guten alten Dame, die Ihnen so oft schreibt, nie wieder Nachricht von sich geben; man soll mir dieses Kind, dem ich meinen Namen gebe, nicht wieder entreißen; es soll für meine Tochter gelten.« Angelina sträubte sich einige Zeit; aber endlich gab sie mir, gerührt durch meine Liebe und die Liebkosungen, mit denen ich ihre kleine Hermine überhäufte, das Jawort. Von jener Zeit an hörte jeder Briefwechsel mit ihren Verwandten auf, und ihre liebe Hermine mußte den Namen Adeline annehmen. — Fünf Jahre lang erfreute ich mich des reinsten, ungetrübtesten Glücks; aber der Himmel nahm mir die geliebte Gattin und Adelinen die zärtliche Mutter, die ihr gestanden hatte, daß sie irgend wo einen Cousin, Namens Desforgeray habe, und ich machte Adeline später mit den unglücklichen Schicksalen ihrer Mutter bekannt. So erfuhr sie, daß ich ihr Vater nicht bin; aber sie hat mich trotzdem sehr lieb, denn sie weiß, daß ich sie als meine Tochter betrachte.«

Bei diesen letzten Worten drückt Barvillier seine Adoptivtochter zärtlich an sein Herz; dann wendet er sich lächelnd zu Anatol und fügt hinzu:

»Dies ist das ganze Geheimniß, lieber Freund. Als

Ihr Name bei Madame Belleval genannt wurde, kam Adeline in aller Hast zu mir und flüsterte mir zu: »Mein Cousin ist da; er ist recht hübsch. Du mußt ihn einladen, uns zu besuchen.« — Ich versprach es ihr unter der Bedingung, daß sie sich nicht als Ihre Verwandte zu erkennen gebe. Und deshalb haben Sie hier eine so freundliche Aufnahme und warme Theilnahme gefunden; deshalb hat man sich, während Sie schliefen, die Erlaubniß genommen, einen gewissen unvollendet gebliebenen Brief, den Sie an meine Tochter geschrieben, zu lesen und von Ihrer Liebeserklärung gebührend Notiz zu nehmen.«

»Wie! Herr von Barvillier, Sie wissen — verzeihen Sie daß ich es gewagt —«

»Ihnen verzeihen! Behüte! Ich verzeihe Ihnen nicht, daß Sie Adeline lieben; sie verzeiht es Ihnen auch nicht. Zur Strafe sollen Sie noch heute an die liebe Mama Dessorgeray schreiben, daß Sie Ihre Cousine gefunden, daß sie ihres Erbtheils nicht bedarf, weil sie fünfhunderttausend Francs als Mitgift bekommt. Und vergessen Sie nicht hinzuzufügen, daß sie Ihre Frau wird, jedoch unter der Bedingung, daß sie mich immer Vater nennen darf — und daß Sie mit den Trüffelbrüdern nichts mehr zu thun haben.«

Anatol ist so glücklich, daß er keine Worte findet, um sein Glück auszudrücken. Er sinkt in die Arme Barvillier's und dieser erlaubt ihm, Adeline zu küssen, weil einem Cousin dieses Recht wohl zusteht.

Während sich Alles dies im Hotel Barvillier ereignete, verläßt Mitonneau, sehr erfreut über die völlige Genesung seines jungen Nachbars, den Gasthof, um den

schönen Tag zu genießen. Er wendet sich nach dem Boulevard du Temple; er erinnerte sich der Adresse, die ihm Madame Alfieri gegeben, und hatte sogar die Hausnummer behalten. Vor dem Hause steht er still und sagt zu sich:

»Wenn mir dieser Spalatro nicht begegnet wäre, so würde ich die verführerische Brünette besucht haben. Schade, daß diese Dame sich der Leute, die sie nicht mehr liebt, in so abscheulicher Weise entledigt; sie wäre wirklich werth, geliebt zu werden —«

Während er sich diesen Betrachtungen hingibt, kommt ein Frauenzimmer aus dem Hause, und er erkennt Ursula, die Kammerjungfer der Dame Alfieri. Diese bemerkt Mitonneau und redet ihn an:

»Ei! das ist ja der Herr, der in Montpellier in unser Haus kam und auf einmal ausblieb. Madame sagte: Es muß Herrn Mitonneau etwas geschehen sein. — Kurz, wir glaubten, daß Sie von der Erde verschwunden wären.«

»Nein, Ursula, ich bin nicht verschwunden. Aber sind Sie denn noch bei Madame Alfieri in Dienst? Ich glaubte, Sie wollten sie verlassen.«

»Es ist wahr, mein lieber Herr; aber im Grunde ist Madame nicht schlimm; sie hat ihre Launen — aber Niemand ist ja ohne Fehler.«

»Nicht schlimm! eine Frau, die ihre Liebhaber ersäufen läßt! Das finden Sie jetzt wohl ganz natürlich?«

»Ihre Liebhaber ersäufen! Was faseln Sie da?«

»Hören Sie nur, Ursula. Eines Abends, als ich mich zu Madame Alfieri begeben wollte, hörte ich im Garten ein Gespräch, das Sie mit der Köchin führten. Es war von Ihrer Herrin die Rede, und Sie sagten: »O, ich

erinnere mich, als ob es gestern gewesen wäre. Es wird mit ihrer neuen Liebhaberei so gehen wie mit den anderen. Wenn man ihr nicht mehr gefällt, so ist's bald aus. Spalatro ladet das Opfer auf den Rücken, trägt es fort und wirft es ins Wasser.«

Die Kammerjungfer bricht in ein lautes Gelächter aus, das Mitonneau sehr unschicklich findet.

»Wie!« sagt sie endlich, »Sie haben geglaubt, es sei von Liebhabern die Rede gewesen?«

»Es war doch sonnenklar; mit der neuen Liebhaberei war ich gemeint.«

»Ha! ha! das ist köstlich! — Nein, ihre neue Liebhaberei war ein Affe, die anderen waren Hunde und Katzen, die sie anfangs gehätschelt hatte, und dann nicht mehr ausstehen konnte.«

Mitonneau ist ganz bestürzt.

»So! Katzen waren's!« erwiedert er. »Aber dieser Spalatro — dieser blutgierige Italiener —«

»Ist ein herzensguter Kerl. Er hat sich der Kochkunst gewidmet; er macht köstliche Ravioli — und ich heirate ihn sobald als möglich.«

Mitonneau wendet sich der Hausthür zu und sagt:

»Ich gehe zu Madame Alfieri; ich will mich mit ihr aussöhnen.«

Aber die Kammerjungfer hält ihn zurück und erwiedert höhnisch:

»Ich glaube, daß Sie zu spät kommen, mein lieber Herr, Madame ist mit einem hübschen blonden Krauskopf ausgegangen, der ihr seit Kurzem den Hof macht und sie

heiraten wird. — Sehen Sie, dort kommen sie Arm in Arm nach Hause.«

Mitonneau sieht sich um und erblickt wirklich die reizende Witwe am Arme eines sehr stattlichen Mannes. Er geht der Dame entgegen und begrüßt sie mit seinem holdseligsten Lächeln; aber Madame Alfieri läßt ihn nicht zu Worte kommen.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« sagt sie in sehr frostigem Tone, »wir haben nicht Zeit uns aufzuhalten.«

Dann geht sie mit ihrem Begleiter ins Haus.

Mitonneau entfernt sich voll Aerger über den Verlust einer so schönen Eroberung; und um ihm vollends die Laune zu verderben, begegnet ihm in der Richelieustraße ein Mädchen, das einen Korb trägt und keineswegs sauber gekleidet ist. Es ist Jungfer Bricolette, die ihn aufhält und anredet:

»Da finde ich Sie endlich, mein schöner Herr aus dem Opernhause! Eines Morgens sah ich Sie, als ich vom Markte kam; ich rief, aber Sie antworteten mir nicht. — Wollen Sie mir etwas kaufen?«

»Hebe Dich weg von mir, Köchin!« ruft Mitonneau zurückweichend. »Ich lasse mich nicht mehr von Ihnen foppen! Ich weiß jetzt, daß Sie nicht Eleonore heißen, daß Sie nicht Madame Canardière sind.«

»Ich habe es Ihnen auch nicht gesagt; Sie hatten sich's in den Kopf gesetzt, und ich ließ Sie in dem Glauben. — Sagen Sie, wollen Sie mich in Dienst nehmen? Ich bin in einem erbärmlichen Neste, wo es mir nicht gefällt.«

»Nein, Jungfer Bricolette,« erwiedert Mitonneau,

sich entfernend; »Sie haben mir zu viel Qualen verursacht, ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben. —«

»Ich bin in Paris mit meinen Liebesabenteuern nicht glücklich gewesen; es wird am besten sein, alsbald die Rückreise nach Montpellier anzutreten. Dort sehe ich die schöne Alfieri nicht mehr, und das wünsche ich, denn ihr Anblick würde mir zu peinlich sein. — Es ist doch ein Unglück, wenn man feig ist! Ich sehe jetzt ein, daß ich allzu vorsichtig bin.«

Zwei Tage später reiste Mitonneau nach Montpellier zurück. Er erhielt von Anatol den Auftrag, seiner Großmutter anzuzeigen, daß er seine Cousine gefunden, und daß er sie ihr bald vorstellen werde.

Der junge Desforgeray stieg bald darauf mit Adeline und Herrn von Barvillier in einen Waggon erster Classe. Der treffliche Mann wünschte, daß die Großmama bei der Vermälung ihres Enkels mit seiner Adoptivtochter anwesend sei.«

Und wie es den Trüffelbrüdern ging?

Sechs Monate nach Anatols Vermälung ging Canardière mit seinem Freunde Bonnardin über den Boulevard. Die beiden Herren begegneten dem langen Victor Hermelange, der eine hübsche Schauspielerin vom Theater der Folies dramatiques am Arme hatte.

Als der junge Laffe den Einäugigen und den Lahmen bemerkte, brach er in ein lautes Gelächter aus, und zeigte sie seiner Begleiterin, die ebenfalls lachte.

Aber Canardière hatte Victor erkannt; er zeigt ihn seinem Freunde Bonnardin und sagt zu ihm:

»Erkennst Du den Zierbengel dort?«

»Ja wohl, es ist derselbe, der mit dem jungen Desforgeray ein Duell gehabt hat.«

»Ganz recht, und der uns beständig in's Gesicht lachte.«

»Er thut's auch jetzt.«

»Ich finde, daß das Maß der Frechheit voll ist. Komm, wir wollen umkehren und den Laffen einholen.«

Der Einäugige und der Lahme hatten den langen Victor bald eingeholt. Sie traten ihm in den Weg und Canardière redete ihn an:

»Es scheint, daß Sie und diese Dame über uns gelacht haben?«

»Es ist möglich. Und was weiter?«

»Ich bin der alte Cupido, der eine Secundant des jungen Desforgeray.«

»O, ich habe Sie auf den ersten Blick erkannt. Zur Sache!«

»Ich bin nicht gewohnt, mir in's Gesicht lachen zu lassen. Solcher Uebermuth verdient zuerst eine Züchtigung, und dann geht's auf die Mensur.«

Bei diesen Worten gab Canardière dem langen Victor eine derbe Maulschelle. Victor hatte Muth, er verabredete sogleich ein Stelldichein für den andern Morgen.

Canardière's Kugel drang ihm mitten in die Brust. Er sank zu Boden und stammelte:

»Sie haben mich besiegt — aber trotzdem sind Sie doch — Ihre Frau — Hippolyt —«

Mehr konnte er nicht sagen; aber diese Worte machten

Canardière sehr nachdenklich; er hatte fortan ein wachsameres Auge auf seine Eleonore, und eines Abends überraschte er sie in »sträflicher Conversation« mit Hippolyt d'Ingrande. Er wollte dem Buhlen einen Degen aufdrängen, aber der schöne Hippolyt, der ein principieller Gegner der Duelle war, sprang zum Fenster hinaus und zerschlug sich dabei die Nase. Die Plattnase, welche nach der Heilung sein Gesicht entstellte, schadete seinen Erfolgen bei den Damen ganz außerordentlich.

Boudinet war nach Belgien gegangen. Dort versuchte er neue Speculationen: mit Lügen, Aufschneidereien, Maueranschlägen und Zeitungsreclamen gelang es ihm, Actionäre für sein Unternehmen zu finden.

Aber die schönsten Schwindeleien finden früher oder später ihre Grube. Nach einem neuen Sturz schiffte sich Boudinet, von seinen Gläubigern bedrängt, nach Amerika ein. Aber um die Seekrankheit zu bekämpfen, aß er zu viel und starb während der Ueberfahrt an Ueberladung des Magens.

Armand Bouquinard endlich, der letzte der Trüffelbrüder, schrieb einen Roman, der viel Beifall fand; allein beim Druck fand es sich, daß er ihn an drei Personen verkauft hatte: zuerst an seinen Vater, dann an den Buchhändler Bidot und endlich an dessen Collegen Gratin, der, wie man sagt, beim Schlafengehen den Hut nicht ablegt. Doch dies ist Nebensache, man kann mit dem Hut auf dem Kopfe schlafen und doch ein sehr guter Geschäftsmann sein.

Als Bouquinard erfuhr, daß sein Sohn den Roman

an zwei andere Personen und an ihn verkauft habe, sagte er:

„Das ist zu arg; seinen Vater so anzuführen! Wenn er sein Buch blos an die beiden Anderen verkauft hätte, so könnte man's für eine Zerstreuung halten.“

Ende.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Ende.